

10. März 1917.

Internationale Kundschau

3. Jahrgang.

Drittes Heft.

Rassen und Nationen.
Felice Momigliano.

Zur Autonomie der Nationen.
Siegmond Fellbogen.

Die deutsche Zivildienstpflicht.
Charles Gide.

Zur Lösung der sozialen Frage.
Joseph Popper.

Die europäische Anarchie.
G. Lowes Dickinson.



Druck und Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich.

Kopenhagen: Vor Frue Boglade (Kaj Frimodt).

Stockholm: Albert Bonnier.

Preis: 80 Cts. — 80 Pfg.

Inhalt des 3. Heftes:

	Seite
Rassen und Nationen. Felice Momigliano	109
Zur Autonomie der Nationen. Siegmund Feilbogen	115
Die deutsche Zivildienstpflicht. Charles Gide	121
Zur Lösung der sozialen Frage. Joseph Popper	123
Ein englisches Friedensangebot	135
Die europäische Anarchie. G. Lowes Dickinson	137
Aus Richard Cobdens Reden	145
Gefangene	146
Japans wirtschaftliche Stellung. Eugen Löwinger	148
Aus Büchern und Flugschriften	150

Die Internationale Rundschau

erscheint viermal vierteljährlich.

Abonnementspreis Fr. 3.—, Mk. 3.—. Im Postabonnement 20 Cts. Zuschlag.
Einzelne Hefte: 80 Cts., 80 Pfg.

Abonnementsbestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen; ebenso der Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Zürich. |

Alle für die Redaktion bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion der Internationalen Rundschau, Bäregasse 6, Zürich zu adressieren. Unverlangte Manuskripte werden nicht zurückgeschickt, wenn kein Rückporto beiliegt.

Für die Redaktion:

R. W. Huber
Zürich.

Verlag:

Art. Institut Orell Füssli
Zürich.

Mitarbeiter:

L. Barbar, Sofia; **A. Baumgartner**, Zürich; **C. Bergmann**, Russland; **J. Bergman**, Stockholm; **E. Bernstein**, Berlin; **G. Brandés**, Kopenhagen; **F. Brentano**, Zürich; **L. Brentano**, München; **C. Brockhausen**, Wien; **F. H. Brooksmitt**, Holland; **G. Cardinali**, Bologna; **E. Clapp**, New York; **A. Daudé-Bancel**, Paris; **E. Dick**, Basel; **Fr. van Eeden**, Holland; **Fr. Foerster**, München; **Fr. Fritschl**, Zürich; **Gemelli**, Turin; **A. Germain**, Arcachon; **H. Gomperz**, Wien; **L. M. Hartmann**, Wien; **R. Herod**, Lausanne; **P. Hlestand**, Zürich; **L. Hoesch-Ernest**, Amerika; **J. Jastrow**, Berlin; **E. Jones**, London; **Jong van Beek en Donk**, Haag; **Ellen Key**, Schweden; **A. Knapp**, Zürich; **J. R. Kjellén**, Göteborg; **H. Lambert**, Charleroi; **H. Lammasch**, Wien; **O. Lang**, Zürich; **C. Larsen**, Kopenhagen; **V. Lee**, London; **W. Lotz**, München; **E. Mach**, München; **G. Maier**, Zürich; **Rosa Mayreder**, Wien; **E. D. Morel**, London; **C. Oberoutcheff**, Russland; **J. Oehquist**, Helsingfors; **Oda Olberg**, Rom; **Cecil C. Palmer**, Portsmouth; **E. Platzhoff-Lejeune**, Vaud; **H. Richardson**, England; **E. Rignano**, Mailand; **Ch. Roper**, London; **B. Russel**, London; **E. G. Smith**, England; **W. Schücking**, Marburg; **F. M. Stawell**, London; **E. Toharsky**, Russland; **F. Tonnies**, Eutin; **E. Wavrinisky**, Stockholm; **E. A. Westermark**, Helsingfors-London; **F. v. Wrangel**, Russland.

Ausserdem haben eine grosse Anzahl führender Gelehrter und Schriftsteller aus allen kriegführenden Staaten ihre tätige Mitwirkung zugesagt und ihrer lebhaften Zustimmung zu dem Unternehmen Ausdruck gegeben.

Rassen und Nationen.

Von Prof. FELICE MOMIGLIANO, Rom.

I.

Der Weltkrieg wird von Freunden einfacher Lösungen vielfach als Konflikt der Rassen aufgefasst. Wie die Personen der griechischen Tragödien, so bewegen sich, nach dieser Anschauung, auf der Schaubühne der Weltgeschichte die Rassen, beherrscht vom Fatum, nach den Trieben des inneren Dämons, der sie bestimmt. Dieser Dämon hat in dem eigentümlichen Blute jeder einzelnen sozialen Gruppe seinen Sitz. Jener Gobineau, der in der Zeit vor dem Kriege nach einigen Dezennien der Vergessenheit eine Modeberühmtheit geworden war, fasst die Sache so auf, dass die Rasse von allem Anfang an bereits mit allen ihren entscheidenden Eigenschaften und Fähigkeiten ausgerüstet ist, die sie nie mehr überwinden kann; daher seine fatalistische Anschauung von einer unentrinnbaren Ungleichheit der Rassen und von ihrem unausrottbaren Gegensatz. Wenn der Rassenkampf der geheimnisvolle Schlüssel ist, welcher uns durch alle labyrinthischen Irrwege der Geschichte das Leben der Menschheit erklärt, so muss er auch im Falle dieses ungeheuern Kampfes den Schlüssel bieten, um zu den ersten Ursachen des Konfliktes zu gelangen. Und alle die hochtrabenden Tiraden der Presse über Germanismus, Latinismus, Slavismus lassen sich auf eine allgemeine Zauberformel zurückführen, den „Rassenkampf“. Sie ist der Frieden bedeutende Regenbogen, in den sich alle Stürme und endlosen Zänkereien über die Schuld am gegenwärtigen Kriege auflösen sollen.

In einem Kaulbach'schen Fresko sieht man die Schatten der hunnischen und der römischen Krieger, deren todesstarre Leichen auf einem von Blut und Kot starrenden, endlos sich dehnenden Schlachtfeld ausgestreckt sind, während die Helden den Kampf noch immer fortführen, aber hoch oben zwischen den Wolken, aus denen Blutströme

quellen. Das wäre ein Symbol für den Rassenkampf: Der Hass der Vergangenheit kehrt in der Gegenwart wieder und wird nach Jahrhunderten wiederkehren.

Der Sieg einer bestimmten Gruppe wird als Überlegenheit der Rasse gedeutet; jene Gruppe, welche sich der grössten Anzahl von Siegen rühmen kann, verkündigt sich als auserwähltes Volk. Der Begriff des auserwählten Volkes ist eine Illusion, welche der Weltgeist in jedem Volke erwachen lässt, damit es seine eigene Natur voll auslebe und verherrliche. In einer Periode kräftiger Entwicklung hat diese Illusion einen biologischen Wert. Die Hebräer hielten sich für die bevorzugten Söhne Jehovas und ihr unerschütterlicher Glaube daran, dass sie die Priesterkaste der Menschheit bilden, wirkte auf sie in einer solchen Weise, dass sie das neue Weltprinzip des Christentums ausreifen konnten. Ein Aristoteles zweifelt nicht daran, dass die Griechen, vermöge ihrer körperlichen und sittlichen Vorzüge, für alle Zeiten zur Beherrschung der Barbaren berufen seien. Das stolze Bewusstsein: *civis romanus sum* findet sich in ähnlicher Weise mehr oder weniger klar bei allen Völkern, welche zur Erkenntnis ihres Wertes erwacht oder zu erwachen im Begriff sind. Die Theorie von der reinen Rasse ist seit 1870 besonders von den deutschen Ideologen erneuert worden. Die Quintessenz dieser umfangreichen Literatur lässt sich auf folgende Formel zusammendrängen: Die germanische Rasse, die Erbin des vorgermanischen Altertums, ist berufen, die ganze Welt zu beherrschen; sie soll die passiven und weiblichen Rassen zu Deutschlands Ruhm und zur Genesung der anderen, zur Annahme der ewigen Werte der germanischen Rasse nötigenfalls zwingen; sie erlöst die Welt, allerdings indem sie die andern Rassen ihrer eigenen Kultur und ihrem wachsenden Staatswesen unterwirft. Die Verse Goethes: „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt“, bieten die genaue Formel für diese Gesinnung, welche ihrerseits ein Anzeichen stolzen Nationalgefühles ist. Dieses drängt zur Beseitigung alles dessen, was dem ursprünglichen Wesen der herrschenden Rasse fremd ist.

II.

Auf die Frage, in welchem Verhältnisse die Rasse zur Nation steht, müssen wir die Antwort geben, dass gegenwärtig nur noch diejenigen Menschengruppen, welche jeder Zivilisation widerstreben, sich einer reinen Rasse berühren können, so die Buschmänner, die Zulukaffern und ihre Verwandten. Die höherstehenden Völker sind ausnahmslos aus mehreren Rassen gemischt. Im antiken Staate war die Rasse ein Faktor von entscheidender Wichtigkeit; in Athen und Sparta waren alle Bürger durch Bande der Verwandtschaft in einem innigen Zusammenhange, fast so wie bei den arabischen Stämmen; aber wie kann man heute noch von reinen Rassen sprechen, nachdem das Christentum die geistige Einheit Aller verkündet und die Einfälle der Barbaren eine allgemeine Blutmischung bewirkt haben. Alle modernen Nationen sind das Ergebnis einer Mischung von Völkern, welche verschiedenen Rassen angehörten.

Mit augenscheinlicher Ungenauigkeit des Ausdrucks legen sich die Italiener und Franzosen, die Spanier und Portugiesen, gewisse Schweizer und die Rumänen den Namen „Lateiner“ bei. Diese Bezeichnung ist vom Rassenstandpunkte aus nicht gerechtfertigt. Wohl aber ist es wahr, dass sie durch die romanischen Sprachen mit den Römern zusammenhängen, welche auf sie einen grossen Einfluss gewonnen haben, aber durch den Geist, nicht durch das Blut. Italien besonders, welches bekanntlich, dank seiner geographischen Lage, immer eine Hochstrasse der Völkerwanderungen gewesen ist, stellt eine der bunt-scheckigsten ethnographischen Mischungen dar, in welcher das Blut der Kelten, Etrusker, Liguren, Griechen, Germanen, Araber dem lateinischen beigemischt ist.

Ebenso ist das lateinische Blut in den Adern der französischen Nation reichlich mit dem der Kelten, Germanen, Iberer, Griechen und Semiten versetzt. Die Kelten stehen anthropologisch den Deutschen näher als den Lateinern. Daher würde Frankreich für Deutschland eine zärtlichere Schwesterliebe empfinden müssen, als für Italien oder

Spanien, wenn der Rassenfaktor als das einzige oder auch nur als das vorherrschende Kennzeichen einer Nation betrachtet werden könnte. Auch die Latinität der Rumänen ist bloss geistiger Art. Eine lateinische Kolonie, die von Trajan nach Dazien entsendet wurde, bildete den Kern der Bevölkerung und gestaltete ihre Sprache. Aber der Rasse nach ist die rumänische Bevölkerung weder italisch noch latein, sondern slavisch. *) Die Preussen stammen bekanntlich von Slaven ab; heute strahlt Berlin als Allerheiligstes des Germanismus von echter Reinheit. Die Elsässer stammen zumeist von germanischem Blute; aber 44 Jahre strammen deutschen Regiments haben nicht hingereicht, ihnen die französische Seele auszutreiben.

Was man also als Rassenkämpfe ansieht, sind in Wirklichkeit Kämpfe von Völkern verschiedener Geistesart, ohne allzugrossen Respekt für die jeweilige Verwandtschaft ihres Blutes. Es wäre gar nicht schwer, gerade bei denjenigen europäischen Völkern, welche sich in unsern Tagen am bittersten bekämpfen, die nächste Blutsverwandtschaft zu entdecken. Aber nicht ohne tiefen Sinn stellt ein tragischer Mythos zweier Völker, welche auf die menschliche Kultur einen unberechenbaren Einfluss gehabt haben, der Juden und der Römer, an die Schwelle ihrer Geschichte den Brudermord. In Europa, dessen Kultur in Wahrheit überall fast dieselbe Mischung darstellt, gibt es, ausser der noch gärenden Masse der Slavenvölker, eine Gruppe von Nationen, welche die Tradition der lateinischen Kultur als ihr Wesen rühmen, und eine andere, welche die germanische Eigenart ihrer Kultur hervorkehren. Die Völker der lateinischen Kultur sind geschmeidig, schlau, rhetorisch, leidenschaftlich, von beweglichem Geist und lebhafter Einbildungskraft; mit ihrer expansiven und geräuschvollen Verbrüderungslust beleben sie die Mittelmeergebiete. Die Völker germanischer Kultur berühen sich gerne der Vorzüge und der Fehler von Kriegshelden: Sie üben Mut, Treue, Ausdauer; aber ihre Art ist schwerfällig, es

*) Übrigens weist auch die rumänische Sprache einen slavischen Einschlag von vielleicht $\frac{1}{4}$ auf. Die Red.

fehlt ihnen an „savoir-faire“. Daher kann man im allgemeinen sagen, dass die lateinischen Nationen auf fremde Elemente eine viel grössere Kraft der Anziehung und Aufsaugung ausüben als die Deutschen und die Slaven.

Dadurch nun wird die Weltgeschichte zu etwas anderem als zu einem Kapitel der Zoologie, da die Nation eben etwas ganz anderes ist als die Rasse. Kann man sich eine anthropologische Kommission denken, welche beauftragt würde, den Hans und den Titio in die oder in jene Nation einzureihen, sei es nach Kopfmessungen oder nach der Farbe ihrer Augen und Haare? —

Die Italiener haben niemals gezögert, den Nicolò Tommaseo als einen hervorragenden Mitbürger und Schriftsteller anzuerkennen, wenn auch in seinen Adern slavisches Blut floss. Ugo Foscolo, seinem Ursprunge nach ein Grieche, glänzt als Stern erster Grösse am leuchtenden Himmel unserer Literatur; Daniel Manin, ein Volksmann jüdischer Abstammung, lebt im Gedächtnis der Italiener neben einem Mazzini, Garibaldi und Cavour, und Venedig ist stolz auf ihn als seinen geliebtesten Sohn. Kossuth, der ungarische Nationalheld, stammt aus einer slavischen Familie. Pascal sagte, dass jede Seele, die sich dem Guten weihet, von Natur aus zum Christentum gelangt, auch wenn sie davon nicht einmal die grundlegenden Lehren kennt. Ebenso lässt sich behaupten, dass jeder Mensch das Bedürfnis nach einem Ideale in sich fühlt, welches nur darauf wartet, einen Inhalt zu finden.

Für die Nationalität wiederholt sich, was bei den Religionen beobachtet werden kann: der Übergang von einem fleischlichen Bande zu einem Bande des Geistes. Die Stammesreligionen sind die Vorläufer der geistigen Religionen. Die Urzelle, der Lebenskern jeder Nation, möchte ich noch einmal hervorheben, wird durch etwas Psychisches gebildet, nämlich den klar ausgesprochenen Willen der einzelnen Personen, an der Nation teilzunehmen. Dieser Wille ist nur die letzte Offenbarung des nationalen Bewusstseins, welches seinerseits aus den verschiedensten Faktoren hervorgewachsen ist, und zwar in erster Linie aus idealen

Faktoren wie Sprache, Sitte, Traditionen, gemeinsame Geschichte usw., und erst in zweiter Linie aus materiellen Faktoren wie den geographischen und anthropologischen Bedingungen usw.

Nationalität ist „geschichtlich offenbartes Leben des Geistes“, wie dies schon vor einem halben Jahrhundert Giuseppe Mazzini ausgesprochen hat. Wer sich vorstellt, dass alle Nationen eines Tages in einer gemeinsamen Einheit verschmelzen werden, anerkennt die Mannigfaltigkeit der Offenbarungen des Geistes. Die lateinische Tradition in ihren genialsten Vertretern hat immer nach Einheit auf dem Wege der Freiheit gestrebt, im Gegensatze zu den Thesen eines Nietzsche und anderer Verkünder des Imperialismus, welche die Freiheit nur auf dem Wege der Einheit erreichen wollen, einer Einheit, welche aufgezwungen wäre und darin bestände, dass alle Völker, ob sie wollen oder nicht, in die germanische Kultur regimentweise eingereiht würden. Ein freier Nationalismus schliesst den Internationalismus nicht aus, er ist vielmehr dessen unumgängliche Vorbedingung. Er steigt von der nationalen Solidarität zur menschlichen Solidarität auf, und schliesst jeden „Anti“-nationalismus und jeden Imperialismus aus, weil er den Hass und die Überhebung ausschliesst.



Es geht den auserwählten Völkern von heute, wie es dem auserwählten Volke von früher ging — die anderen glauben es nicht!

* * *

Seit dem Ausbruche des Krieges zitieren Fürsten und Geistliche, Patrioten und Politiker wieder einmal eifrigst das Alte Testament — aus begreiflichen Gründen: die ausschliessliche Feindesliebe des neuen Testaments benötigt heute einer kleinen Beimischung kräftigerer Ideale. Es geht also dem alten Buche wie gewissen Generälen, die im Frieden regelmässig stecken bleiben und erst im Kriege wieder anfangen, Carrière zu machen.

*Kriegsaphorismen, Oscar Levy,
Ernst Kuhn, Zürich 1917.*



Zur Autonomie der Nationen. *)

Von Prof. Dr. SIEGMUND FEILBOGEN.

Eine neue Aufgabe ist Europa gestellt, eine Aufgabe, welche früher von jedem einzelnen national gemischten Staate nach seiner Willkür gelöst oder ignorirt worden ist, der Schutz der Nationalitäten. Dies wird nun anders werden, alles drängt dazu. Als beispielsweise die Entente in ihrer Antwortnote an den Präsidenten der Vereinigten Staaten unter ihren Friedensbedingungen auch die „Befreiung“ der österreichisch-ungarischen Nationalitäten aufzählte, mochte sie darunter ihre Loslösung von der Donaumonarchie verstanden haben. Um des Friedens willen aber wird sie, wenn nichts anderes entgegensteht, gewiss bereit sein, sich mit einer gesicherten Autonomie aller Nationen innerhalb des österreichisch-ungarischen Staatswesens zufriedenzugeben.

Oesterreich-Ungarn würde sich voraussichtlich jede fremde Einmischung in seine inneren Angelegenheiten verbitten. Wenn aber einmal grundsätzlich jeder national gemischte Staat bereit ist, den Schutz aller Nationalitäten als europäische Angelegenheit anzuerkennen, so entfällt diese Einwendung. Das deutsche Reich ist eben im Begriffe, den Vlamen die Autonomie und den russischen Polen die Freiheit zu garantieren; die deutsche Regierung wird aber nicht umhin können, bei dieser Gelegenheit dafür zu sorgen, dass die halbe Million von Deutschen, welche das ehemalige Kongresspolen bewohnen, auch nach dem Friedensschlusse verfassungsmässig gegen jede nationale Unterdrückung gesichert sei. Wie könnte aber Deutschland dies

*) Einer Anregung des Berliner Sozialökonomen Dr. Franz Oppenheimer folgend, schliessen wir uns dem Gedankengang seines Artikels „Nationale Autonomie“ im Februarhefte der „Neuen Rundschau“ gerne an, weil wir mit ihm in der Überzeugung übereinstimmen, dass das von ihm empfohlene Prinzip einer europäischen Anwendung fähig ist und die Möglichkeit eines baldigen Dauerfriedens näherrückt.

gutgläubig fordern, wenn es nicht auch bereit wäre, denselben Schutz seinen eigenen nationalen Minoritäten, den Polen, Dänen, Franzosen zu garantieren? Und was Deutschland recht ist, wird Russland billig sein. Es wird wohl oder übel seinen „Fremdstämmigen“ dieselbe Autonomie gewähren müssen. Vollends in den Balkanländern wird nicht eher Ruhe und Frieden einkehren, als bis in diesem Gewirre von Nationalitäten derselbe Rechtsschutz garantiert wird, welcher durch den kommenden Frieden ein Bestandteil des europäischen Rechtes werden soll.

Nationale Autonomie ist ein Wort. Was ist darunter zu verstehen?

Von allen Staaten Europas hat merkwürdigerweise an die Lösung dieses Problems am meisten geduldige, mühselige Arbeit in Wissenschaft, Gesetzgebung und Verwaltung gerade derjenige Staat gewendet, dessen Zertrümmerung wegen angeblicher Unterdrückung seiner Nationalitäten gefordert worden ist, nämlich Österreich-Ungarn. Und das merkwürdigste dabei ist, dass auf den ersten Blick seine Gegner sogar recht zu haben scheinen. Es ist nämlich die ganze Struktur der Monarchie durch den Ausgleich von 1867 geradezu darauf eingerichtet worden, dass es zwei herrschende Stämme geben soll, nämlich in der österreichischen Reichshälfte die Deutschen und in der ungarischen Reichshälfte die Magyaren. Noch mehr: es ist den Magyaren faktisch gelungen, die übrigen Nationalitäten Ungarns in einem gewissen Grade zu beherrschen, dank den beiden Umständen, dass sie in einem günstigeren Zahlenverhältnis zu den andern Mitbürgern ihres Landes stehen und dass ihre führende Klasse unvergleichlich mehr politische Begabung besitzt als die Führer der Deutschen. Während nämlich diese Nation in ihrer Reichshälfte nur ein Drittel der Bevölkerung bildet und ihre Führer der deutsch-österreichischen Bourgeoisie entnimmt, welche selbst erst vor kurzem aus jahrhundertelanger politischer Unterdrückung und Bevormundung erwacht ist, machen die Magyaren in den Ländern der Stephanskronen fast die Hälfte der Bevölkerung aus und stehen unter der Leitung ihrer Aristokratie, welche durch jahrhundert-

lange politische und parlamentarische Kämpfe eine bemerkenswerte Sicherheit des politischen Instinktes erlangt hat. Allein trotz aller dieser Vorteile ist auch die magyarische Vorherrschaft in Ungarn ins Wanken geraten und selbst Tisza ist heute schon zu unerhörten Konzessionen an die Rumänen bereit; vollends in Österreich ist die Hegemonie der Deutschen durch immer grössere Zugeständnisse an die Polen, Tschechen, Slovenen, Italiener längst zermürbt worden, ohne dass diese Nationen völlig zufriedengestellt wären, ja mitunter mit dem Erfolge, dass die Unzufriedenheit einzelner Nationen durch Obstruktion jede fruchtbare Tätigkeit des Reichsrates oder der Landtage durch längere Zeiträume unmöglich machte.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, dass die österreichischen Denker und Staatsmänner eine tiefgehende theoretische und praktische Arbeit von vielen Jahrzehnten an die Lösung des nationalen Problems gewendet haben. Es würde ausserordentlich töricht sein, wenn Europa die durch schmerzliche Kämpfe und oft nach bitteren Enttäuschungen errungenen Ergebnisse der österreichischen Erfahrungen vernachlässigen wollte.

Dazu gehört vor allem die grundsätzliche Erkenntnis, dass das Problem des Nationalitätenschutzes nicht auf territorialer, sondern auf personaler Grundlage zu lösen ist. Mit andern Worten, ein wirksamer Nationalitätenschutz lässt sich nicht auf die Weise durchführen, dass in einem national gemischten Gebiete die Gesamtvertretung der Einwohnerschaft mit der Aufgabe betraut wird, die nationalen Angelegenheiten auch der Minorität zu regeln. Die Voraussetzung jeder ehrlichen Politik auf dem Gebiete der Nationalitätenfrage ist vielmehr, dass die Gesamtheit derjenigen, welche sich aus freiem Willen zu einer Nation bekannt und in deren nationales Register (Matrike, Kataster) eingetragen haben, das Recht erhält, die Angelegenheiten ihrer nationalen Kultur in Kirche, Schule etc. durch frei gewählte Vertreter zu regeln, während andererseits jeder einzelne sich der Pflicht unterwirft, die von der nationalen Vertretung ausgeschriebenen Steuern zur Erhaltung aller dieser Anstalten mit zu

tragen, seine Kinder in die nationale Schule zu schicken und in Amt und Gericht sich der nationalen Sprache zu bedienen.

Die Unmöglichkeit des territorialen Prinzips ist durch die Leidensgeschichte der österreichischen Nationalkämpfe zu vollster Evidenz bewiesen. Nicht leicht kann eine gesetzliche Bestimmung besser gemeint sein, als der § 19 der österreichischen Verfassung von 1867, welcher allen „Volksstämmen“ des Reiches die „Gleichberechtigung in Schule, Amt und öffentlichem Leben“ zuerkennt; in jedem Kronlande, in dem „mehrere Volksstämme wohnen“, sollen alle „landesüblichen Sprachen“ in der Schule ihre Pflege finden, und zwar so, dass niemand zur Erlernung einer zweiten Landessprache gezwungen werden und jeder zur Ausbildung in seiner Sprache die erforderlichen Mittel findensoll. Und was ist dank dem Territorialprinzip aus diesen wunderschönen Bestimmungen des Gesetzes geworden? Wo immer in einem Kronlande zwei Nationalitäten vereinigt sind, wird es nur zu leicht für die Minorität zu einem Kerker, zu einem Käfig, in dem die Majorität den Versuch machte, die Minorität auf gesetzlichem Weg zu vergewaltigen. Schon die Frage, ob in einem Lande „mehrere Volksstämme“ wohnen, ob in einer Stadt wie Wien eine czechische Schule geduldet werden soll, führte zu endlosen Streitigkeiten. Vollends, wo, wie in Mähren, die (slavische) Mehrheit der Bevölkerung durch das Wahlgesetz im Landtag zur Minderheit verurteilt war, und bei täglichem Erstarken in Wohlstand und Kultur kein Mittel unversucht liess, dieses unnatürliche Verhältnis zu brechen, oder wo, wie in Galizien, ein Volksstamm (die Ruthenen) gerade durch die Autonomie des Kronlandes einer mächtigeren Nationalität (den Polen) völlig ausgeliefert war, deren Vertreter mitunter so weit gingen, zu behaupten, die ruthenische Nationalität sei eine Erfindung der österreichischen Bureaukratie, da konnte es an Kämpfen nicht fehlen, die den Landtag und mitunter selbst den Reichsrat durch Obstruktion lahmlegten, ja sogar nicht selten in Tätlichkeiten und selbst in Mordattentate ausarteten.

Angesichts dieser unerhörten Schwierigkeiten und aussichtslosen Kämpfe ist Karl Renner*) und mit ihm eine Anzahl angesehener Österreicher wie Bernatzik, von Herrnritt, Gumpłowicz und Freiherr von Offermann zunächst dazu gelangt, begrifflich den Personalismus als Wesen der Nationalität zu bestimmen. Sie geben nämlich von der Erkenntnis aus, dass die Nationalität eines Menschen nichts objektiv gegebenes ist, dass vielmehr das subjektive Kennzeichen der Nationalität nur der freie Willensakt des Bekenntnisses sein kann, also der unbeeinflusste Wille des grossjährigen Staatsbürgers, einem bestimmten nationalen Interessenverband anzugehören. Darauf bauen dann Renner und Lukas ihre Vorschläge auf, denen zufolge alle in das nationale Register eingetragenen Mitglieder einer bestimmten Nationalität, ohne Rücksicht auf ihre Zerstreuung über verschiedene Kronländer hin, zusammen eine autonome Korporation bilden sollen, die, mit eigenem Steuerrecht ausgestattet, ihre kulturellen Angelegenheiten selbständig verwaltet, in dem Rahmen, der für alle Nationalitäten gleichmässig von der Verfassung gegeben ist. Diesen Gedanken hat Karl Renner bis in seine letzten Einzelheiten so fein ausgearbeitet, dass einer seiner Kritiker, bei aller Anerkennung der genialen Konzeption, doch von „einer Art von Zukunftsstaat“ spricht.

Auch ist das Prinzip in der Praxis bereits erprobt worden und, soweit der Erfolg noch zu wünschen übrig lässt, liegt die Ursache klar zutage. Sie liegt nur in der Halbheit der ersten schüchternen Versuche. So ist in Mähren im Jahre 1906 der nationale Ausgleich tatsächlich auf Grund des Rennerschen Gedankens erfolgt. Es wurde ein Verzeichnis (Kataster) der Deutschen und der Czechen angelegt, und das Wahlrecht zum Landtag und zum Reichsrat so geordnet, dass jeder nur mit seinen Volks-

*) Am ausführlichsten: „Der Kampf der österreichischen Nationalitäten um den Staat“ (Leipzig und Wien, 1902), seither in: „Der deutsche Arbeiter und der Nationalismus“, (Wien 1910) und „Oesterreichs Erneuerung“ (Wien 1916), Pseudonyme desselben Autors: Springer, Synoptikus.

genossen zu wählen hatte, dass also ein Wahlkampf überhaupt nur noch innerhalb jeder Nationalität stattfinden konnte, während die Zahl der deutschen und der czechischen Mandate schon vorher festgelegt war. Zweifellos ist dadurch den nationalen Kämpfen vieles von ihrer Schärfe benommen worden; soweit Missbräuche möglich waren, indem etwa Czechen sich ins deutsche Register eintragen lassen konnten, um dadurch den Erfolg der deutschen Wahl zu fälschen, so ist dies offenbar nur die Wirkung der Halbheit, vermöge deren der nationale Kataster zunächst auf Wahlfragen beschränkt war, also nur Rechte gab; hätte er nach der Rennerschen Konzeption für jeden Eingetragenen auch die Pflicht zur Steuerzahlung für die Erhaltung der fremden Anstalten oder die Pflicht zur Benützung dieser Anstalten und zur Anwendung der fremden Sprache in Amt und Gericht nach sich gezogen, so würden wohl fast alle derartigen Chikanen unterblieben sein. Ausser diesem nationalen Kataster in Mähren ist aber in vielen Kronländern die Einrichtung getroffen worden, dass die Schulbehörden, die landwirtschaftlichen Kulturräte, die Ärztekammern, in Böhmen auch die protestantischen Superintendenzen, und die Senate des Oberlandesgerichtes nach Nationalitäten getrennt wurden. Lukas betrachtet auch die österreichische Institution der sogenannten Landsmannminister als einen Anfang der Sonderung selbst der Ministerien in nationalen Fragen.

Das alles sind Ansätze, die auch in Österreich-Ungarn erst ihrer vollen Entwicklung entgegengehen. Immerhin hat die Donaumonarchie auf diesem Gebiete viel nützliche Arbeit verrichtet und schwierige Kämpfe durchgemacht, welche ganz Europa erspart werden könnten, wenn ihre Ergebnisse für den Schutz nationaler Minderheiten in allen Staaten verwertet würden. Nur wenn es gelingt, im nächsten Friedensschlusse jeder Nationalität, sei sie klein oder gross, unabhängig oder im Rahmen eines grösseren Staatsverbandes, Mehrheit oder Minderheit, die freie Entwicklung in Sprache, Religion und Recht zu sichern, kann Europa von ähnlichen Erschütterungen, wie wir sie jetzt

durchleben müssen, auf absehbare Zeit verschont bleiben . . Hier eröffnet sich nun für alle denkenden Friedensfreunde in den neutralen Staaten und auch für ihre Regierungen eine wichtige Aufgabe. Es ist nicht zu verwundern, dass im Augenblicke nur wenige Menschen in den kriegführenden Staaten sich zu objektiven Betrachtungen über die Probleme der Zukunft aufschwingen können. Der Druck des Tages, ja oft die einfache Sorge um die Nahrung des Haushaltes absorbiert das geistige Leben der meisten Einwohner, in den vom Krieg direkt in Mitleidenschaft gezogenen Ländern. Den Neutralen bleibt vorläufig die schöne Aufgabe vorbehalten, alles auszudenken und manches anzubahnen, was dazu führen soll, dass aus dem katastrophalen Geschehen der Gegenwart ein neues Europa hervorgehe, welches die Freiheit jeder Nation und damit den Frieden aller auf wirksame Weise zu schützen weiss.



Die deutsche Zivildienstpflcht.

Von Prof. CHARLES GIDE, Paris.

Diese Betrachtung des berühmten Pariser Sozialökonomen, enthalten in seinem Blatte *L'Emancipation*, erscheint uns geradezu als ein Präludium zu dem nachfolgenden Artikel Joseph Poppers.
Die Red.

Die Sozialisten können diesem Kriege gegenüber keinen einheitlichen Standpunkt finden. Er verwirrt und begeistert sie zugleich. Sie können nicht umhin, ihn zu hassen, denn er hat sie niedergeschmettert, indem er ihr edles Ideal des Internationalismus und ihr ganzes praktisches Programm gegenstandslos macht; sie müssen es mitansehen, wie die Proletarier aller Länder sich gegenseitig, jeder unter der Fahne seines Landes bekämpfen, statt sich unter der roten Fahne gegen den Kapitalismus zu vereinigen. Andererseits können sie nur frohlocken, indem sie erkennen, in welchem Grade dieser Krieg im Begriffe ist, ihre verwegenen Forderungen zu verwirklichen und sogar zu übertreffen...

Früher hat man zu sagen gepflegt: der Kollektivismus ist unmöglich; er macht die Gesellschaft zu einer Kaserne. —

Und jetzt ist sie es wirklich. Jeder Deutsche zwischen 17 und 60 Jahren ist in diese Kaserne eingegliedert, und selbst den Frauen wird angekündigt, dass, wenn sie nicht freiwillig eintreten, sie durch Zwang eingereiht werden sollen.

Man hat gesagt: Der Kollektivismus ist unmöglich; da wäre ja die Freiheit der Arbeit abgeschafft. Und auch das ist bereits geschehen. Der Artikel 5 des Gesetzes verfügt, dass jede einberufene Person sich sofort zur Verfügung des Staates zu stellen hat, und wenn sie binnen zwei Wochen sich keine Aufgabe zu wählen weiss, welche für die nationale Verteidigung wichtig ist, ihr die Arbeit einfach zugewiesen wird. Selbst auf die Landwirtschaft soll sich die Staatsaufsicht erstrecken; kein Grundbesitzer wird seinen Boden anders anbauen dürfen als in Gemässheit der staatlichen Anordnung. Und da man offiziell erklärt hat, dass keine Rücksicht auf den Rang der Personen genommen werden darf, so wird die Einberufung auch die Dienerschaft der grossen Häuser nicht verschonen. Frau von Bethmann-Hollweg wird sich die Arbeit in ihrem Hause selbst machen, und vielleicht die Kronprinzessin ebenfalls.

Man hat gesagt: der Kollektivismus ist unmöglich, da würde ja jede Freiheit des Konsums wegfallen —; jedermann würde seine Ration vom Staate zugewiesen bekommen. — Und gerade das wird jetzt durchgeführt. Jeder bekommt wöchentlich sein Kartenheft und dadurch seine Anweisung auf so viel Gramm Brot, Zucker, Butter, Fleisch, Milch, soviel Eier als der Staat für richtig hält. Selbst der Einkauf von Kleidern ist ihm zugemessen; um ein neues Kleid zu kaufen, muss man die Erlaubnis dazu bekommen und vorher beweisen, dass das Bedürfnis wirklich dringend ist.

Man hat gesagt: der Kollektivismus ist unmöglich, denn das wäre das Ende aller Regsamkeit; die Gesellschaft würde in Schläfrigkeit versinken ... Wahrhaftig, gar so verschlafen sieht Deutschland noch immer nicht aus.

Also, was folgt daraus? Darf man schon jetzt behaupten, dass der Kollektivismus sich bewährt habe und nach dem Kriege die Welt beherrschen werde? — Nein. Augenblicklich wäre jede Schlussfolgerung verfrüht. Es kann nämlich auch sehr gut das Gegenteil stattfinden. Es könnte geschehen, dass die ganze Welt gerade durch den Anblick des verwirklichten Kollektivismus für immer einen Widerwillen dagegen behalten wird, wenigstens soweit es sich um die Form handelt, die jetzt in Deutschland durchgeführt wird. Alles was man behaupten darf, ist, dass wir dem kolossalsten sozialistischen Experiment beiwohnen, welches irgendein Mensch sich hätte vorstellen können, und dass die Ergebnisse dieses Versuchs vielleicht für die Zukunft wichtiger werden können als alle andern politischen und militärischen Wirkungen dieses Krieges.

Zur Lösung der sozialen Frage.

Von JOSEPH POPPER (Lynkeus), Wien.

Mit dankerfüllter Wärme hat die österreichische Künstlerin Rose Silberer von dem Erlebnis berichtet, zu welchem ihr die Kenntnis der Werke Josef Poppers geworden ist. Wir haben uns an den greisen Sozialphilosophen mit der Bitte gewendet, seine Gedanken für unsere Leser zusammenfassend wiederzugeben. Er verwies uns auf sein im Jahre 1878 erschienenenes Werk „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben“, da er seinen damaligen Ausführungen nichts wesentliches hinzufügen könne. Vieles, was man damals mit einem lächelnden Achselzucken als Utopie abgelehnt hat — und Poppers kurze Selbstbiographie, welche eben in einem kleinen Bändchen erschienen ist (Verlag Unesma, Leipzig 1917), weiss von der Tragik dieser ironischen Abweisungen ein erschütterndes Lied zu singen —, ist während des Weltkrieges fast zur Wirklichkeit geworden. Besonders gilt dies von seiner Idee der „allgemeinen Nährpflicht“; die allgemeine Zivildienstpflicht ist geradezu ihre Verwirklichung, soweit die Kriegsverhältnisse dies gestatten, nämlich mit Unterdrückung des schönen Popperschen Gedankens einer freien Volkswirtschaft für freie Bedürfnisse, neben der Zwangswirtschaft für die Zwangsbedürfnisse.

Wir stellen hier die allgemeine Nährpflicht dar, wie Josef Popper sie vor vier Jahrzehnten formuliert hat, und wollen in einer unserer nächsten Nummern seine eingehenden Berechnungen folgen lassen. Auch seine Kritik des Strafrechtes und die Pläne zur Reform der allgemeinen Wehrpflicht sind ungemein interessant. Doch wollen wir unsere Propaganda zunächst auf Poppers Wirtschaftssystem konzentrieren, weil wir überzeugt sind, dass es die geistigen Mittel birgt, mittelst deren das Wertvollste aus dem improvisierten Kriegssozialismus in den Friedenszustand hinübergerettet werden könnte, eine Aufgabe, in welcher Majorität und Minorität der sozialistischen Parteien in den verschiedensten Ländern eine gemeinsame Basis wiederfinden könnten.

Wir glauben, dass eine Diskussion über diese Fragen der nächsten Zukunft befruchtend wirken kann, und sind gerne bereit, ihrer Besprechung und Kritik unsere Spalten zu öffnen. *D. Red.*

Wie friste ich mein Leben? Das ist die Frage, vor der alle anderen verschwinden, sie verlangt sofortige Antwort, sie kann nicht warten.

Es ist für die betreffenden Individuen ganz einerlei, aus welcher Ursache sie mit der Not zu kämpfen haben; unglückliche Spekulationen, neue Erfindungen, die ein Gewerbe ruinieren, ein zu skrupulöser Charakter, gewisse Maximen,

die ein praktisches Handeln erschweren und sich durch ein moralisches Gefühl der Zufriedenheit sogar noch mehr festsetzen, Schüchternheit, Ungeschicklichkeit, Mangel an Geschäftsverstand überhaupt, Beschäftigung mit Kunst oder Wissenschaft, die das ganze Streben in Anspruch nimmt — lauter Faktoren, deren man nicht Herr werden kann, alle sind sie Ursachen, die den Mangel im Gefolge haben.

Ich möchte nun wissen, warum man Unterschiede macht und den Kranken, Irrsinnigen, den Verbrecher, von seiten der Gesellschaft vollständig versorgt und denjenigen, der keine innere oder äussere Fähigkeit zum Erwerben hat, verderben lässt.

An und für sich ist für eine solche Unterscheidung kein Grund vorhanden; aber man erschrickt vor der Frage: „Wohin soll es kommen, wenn man in allen solchen Fällen Unterstützung gewähren wollte?“ und vor der weiteren Frage: „Wie soll man denn entscheiden, und wem soll man das Amt übertragen, stets zu untersuchen, ob wirklich Unfähigkeit zum Erwerbe vorhanden ist?“

Damit stünden wir denn sofort in einem Netzwerk von Schwierigkeiten! —

Sehen wir uns den Stand der Dinge doch genauer an:

Jeder, der nicht Rentier oder Staatsbeamter ist — und selbst dieser — ist heute stets dem Zufalle der mannigfaltigsten variierenden Verhältnisse in der Gesellschaft preisgegeben; er weiss nicht, ob er den allernächsten Moment seine physische Existenz sorgenlos wird weiter fristen können. Man kann sagen, in Europa — Russlands Dorfgemeinden ausgenommen — fange der Mensch mit dem Rentier erst an und mit Ausnahme der vielleicht zwei Millionen Rentner sind alle anderen bei den gegenwärtigen wirtschaftlichen Einrichtungen, bei deren stets unberechenbaren Veränderungen, keinen Augenblick sicher, in den Abgrund des Mangels geschleudert zu werden.

Aber andererseits ist doch der jetzige Zustand des ökonomischen Lebens, des Verkehrs, der Industrie, der grossen Administrationen ein bewunderungswürdiger! Die Fortschritte hierin sind noch immer ausserordentliche und dieses ganze den Individuen oft so furchtbare Getriebe ist für die Menschheit im grossen genommen von grösster fördernder Kraft.

Man möchte dieses alles daher auch nicht fallen lassen.

Wenn wir uns also bestreben, der wirklichen Not und der Angst vor der Not abzuhelfen, so sollen doch alle Faktoren des heutigen wirtschaftlichen Lebens aufrecht erhalten bleiben.

Diese Not selbst aber, wie auch die Zahl der Notleidenden, ist gegen frühere Zeiten — sogar trotz der Fortschritte in der Bodenkultur — nicht verringert, eher verschärft und erweitert; wir sind daher um unsere technischen und ökonomischen Fortschritte von anderen Völkern, die sie nicht besitzen, so wenig beneidet, dass, wie ein Berichterstatter aus China erzählte, der erste Gedanke eines gebildeten Chinesen, dem man die Wirkungen unserer Maschinen auseinandersetzt, der an das Unglück ist, das sich über sein Vaterland verbreiten müsste, wenn unser System daselbst eingeführt würde.

Diese Auffassung in fremden Köpfen wird vielleicht vielen helfen, die Lage unbefangen zu beurteilen und sie von dem Drucke der Gewohnheit auf ihre Beurteilungskraft heimischer Zustände in etwas entlasten. Übrigens sieht man in neuerer Zeit immer allgemeiner ein, was jener Asiate sofort herausgefühlt hat, und es hatte sich auch eine sogenannte Wissenschaft, „Nationalökonomie“ genannt, gemeldet, um kraft ihres Gegenstandes hier eifrig mitzusprechen.

Ich kann ihr aber nicht zugestehen, dass sie hierin das Mindeste zu leisten imstande ist.

Wenn die Hungernden oder die Ängstlichen warten wollten, bis die Nationalökonomien auch nur über ihre fundamentalsten Fragen, sogar nur über ihre Definitionen, im Reinen oder doch wenigstens untereinander so ziemlich einig sind, so müssten sie alle elend zugrunde gehen. Diese heutige Beschäftigung mit den volkswirtschaftlichen Vorgängen kann man überhaupt noch keine Wissenschaft nennen; lauter bestrittene Definitionen, keinerlei Einsicht, die nicht jeder routinierte Kaufmann noch viel besser besitzt und überhaupt keine prophetische Kraft; es mangelt also die Haupteigenschaft der grossen europäischen Wissenschaft.

Aber: Selbst, wenn die Volkswirtschaftslehre schon eine Wissenschaft wäre, mit übersichtlichen Gesetzen der betreffenden Erscheinungen und mit prophetischer Kraft versehen, so würde sie dennoch für die Behebung der physischen Not ganz und gar wertlos sein. Denn die Volkswirtschaft hat es mit den allgemeinen Regeln, die Sozialbetrachtung, die hier allein massgebend ist, aber hat es mit den Ausnahmen zu tun.

In der Naturwissenschaft oder in der Grammatik hat es nichts zu sagen, wenn einem Gesetz noch so viele Ausnahmen entgegenstehen. Aber hier handelt es sich um menschliche Existenzen! Währenddem ein nationalökonomisches Gesetz sich ganz richtig abwickelt, und zwischen der Herausbildung des einen in ein anderes, geht das Rad der ökonomischen

Maschine über unzählige Körper hinüber und eben auf die Rettung dieser kommt es uns an!

Man sagt wohl: „Es setzt sich alles wieder ins Gleichgewicht,“ aber: Komme ich ins Gleichgewicht? Man sagt: „Die Gesetze der Volkswirtschaft haben ihre Heilmittel in sich selbst,“ aber: Werde ich geheilt? Sind es dieselben Menschen, die von einer nationalökonomischen Rute geschlagen und dann wieder geheilt wurden? Und selbst, wenn dies der Fall wäre, bedanke ich mich für eine solche Existenz; schlägt mich nicht, heilt mich nicht, sondern lässt mich in Ruhe, sorgenlos fortleben, ich kann durchaus nicht warten, bis sich die nationalökonomischen Vorgänge ins Gleichgewicht gesetzt haben.

Was nützt es mir armem Handwerker, dass spätere Zeiten — nach Wochen oder Jahren — meinen Artikel billiger haben, also mehr Menschen seiner teilhaftig werden, weil eben jemand eine neue Maschine für dessen wohlfeilere Anfertigung erfindet? Was nützt es mir Fabrikanten ohne grosses Vermögen, mir entlassenem Arbeiter, dass durch Abschaffung eines Schutzzolls von nun an mehr Menschen diesen bestimmten Kleiderstoff sich werden anschaffen können? Was soll aus uns allen werden, die nicht warten können? Ist denn unsere Existenz gar so wenig? Warum sollen andere oder später kommende Menschen mehr wert sein als wir? Warum sollen wir unser Wohlbefinden, die Ruhe, die Existenz unserer Angehörigen aufs Spiel gesetzt sehen, damit ein anderer irgendeine neue Annehmlichkeit erringt? Wir sehen hierin keine Gerechtigkeit.

Gehen wir also herzlich vorwärts und sprechen es aus: Alle Menschen bilden eine Gesellschaft von solchen, die entweder faktisch Not leiden, oder die jeden Augenblick dieser Gefahr preisgegeben sind.

Wir wollen einen solchen Zustand nicht länger dulden und bestehen darauf, dass eigentlich von Kunst und Luxus keine Rede sein sollte, so lange nicht jeder einzelne, ohne Ausnahme in das Niveau der gesicherten Existenz gehoben wurde. Wir wollen daher einen tiefen Schnitt machen, und alles, was zur Notdurft des Lebens gehört, von allem anderen trennen; für jenes, also für das Minimum des Lebensunterhaltes, organisatorisch versorgen, das ganze übrige unendlich verwickelte Getriebe der ökonomischen Lebensäusserungen der Menschen in vollster Freiheit walten lassen. Dann haben wir das Fundament des Lebens gegründet und zugleich bleiben uns Freiheit der Individuen, und alle Antriebe des technisch-ökonomischen Fortschritts aufrecht.

Wie soll aber das Minimum herbeigeschafft werden?

Durch Einführung der allgemeinen Nährpflicht, die wir der allgemeinen Wehrpflicht an die Seite stellen wollen.

Mein Vorschlag geht dahin, uns durch Einführung der allgemeinen Nährpflicht und durch Versorgung jedes Menschen ohne Ausnahme von den Qualen des Mangels zu befreien; richten wir uns unser Zusammenleben in dieser Weise ein; es ist nicht nötig, an ein Gesetz, an eine Obrigkeit oder auch an die physische Gewalt zu appellieren; wenn wir unserer genug mit diesem Vorschlag einverstanden sind, so ist er schon von selbst realisiert.

So wenig wir also lange Untersuchungen über gewisse Rechtsbegriffe anstellen, ebenso wenig wollen wir, wie es bei den jetzigen Armengesetzen geschieht, erst untersuchen, bevor wir jemandem helfen, ob er wirklich irgend einem Paragraphen der Armengesetzgebung zufolge ein Armer ist. Denn wer ist Armer? Wir alle sind es, oder können es in jedem Augenblick werden.

Machen wir also gewissermassen uns selbst zu Armenvätern unserer selbst, machen wir die Hülfeleistung und den Hülfeempfang zur allgemeinen Sache, so wie wir schon längst die individuelle Rache durch die allgemeine Gerechtigkeit ersetzt haben; indem wir den speziellen Fall des Almosens durch die allgemeine Regel der gegenseitigen Unterstützung, ohne dass sich die Individuen näher zu kennen brauchen, ersetzen.

Fürchten wir, dass auf diese Weise Müssiggänger erzogen werden? Dass wir mit unserem Fleiss sie erhalten? Das trifft für die notwendigen Bedürfnisse nicht zu, weil ja eine ausnahmslose Nährpflicht eintritt. Was aber die Triebfedern zu den feineren, volkswirtschaftlichen Tätigkeiten betrifft, so werden sie ja ganz dieselben bleiben, wie bisher, oder doch fast dieselben; haben doch heute so viele Menschen weit mehr, als das Notdürftige, und dennoch ruhen sie nicht, sie arbeiten unaufhörlich weiter. Es sind eben Geldgeiz, Neid, Ehrgeiz, Furcht vor Langeweile, Liebe zu Angehörigen, die man gut versorgen will, oder Vergnügen an einer speziellen Beschäftigung, viel häufiger und geeignetere Triebe, als der Hunger, welche zu grosser ökonomischer Tätigkeit anspornen.

Sollten sich aber in der Tat gewisse nachteilige Folgen unserer Einrichtung für die grosse Fortentwicklung der Volkswirtschaft des Überflusses zeigen, so müssten wir dieselben dennoch, so ungerne wir dies sähen, akzeptieren, denn die Volkswirtschaft des Notwendigen geht voran. Bringen wir es ja nicht durch allzulangen Widerstand dahin, dass man uns

zwingt, dieses zu glauben und lernen wir den Wert eines Individuums schätzen. Ist es nicht seltsam, dass wir uns so angelegentlich um die Zahl der Gefallenen und Verwundeten in unseren Kriegen kümmern, und so wenig um die Zahl jener, die täglich der Not unterliegen?

Vielen wird die Idee sonderbar vorkommen, dass überhaupt die Gesamtheit für das Minimum aller Individuen, ohne Ausnahme, sorgen soll.

Man bedenke aber, dass Ähnliches heute schon in vielen Fällen vorkommt.

Wenn Festungen belagert werden, wenn eine grosse Hungersnot entsteht, wenn auf Schiffen die Lebensmittel ausgehen, bei der Armee, immer wird organisatorisch für ein Minimum gesorgt. Ich betrachte nun eben unsern normalen Zustand bezüglich der Gefahr eines Mangels am Notwendigen, wie jenen einer belagerten Festung, in der auch niemals danach gefragt ward, ob man zu essen verdient oder nicht.

Aber wir werden zu Gefühlen der Gerechtigkeit oder des Mitleids nur in seltenen, aufgeregten Momenten gebracht, wir erhitzen uns ziemlich leicht, aber warm zu bleiben, ist uns schwer.

Auch werden wir mitunter von Maximen und Aussprüchen die irgend jemand so hingeworfen hat, so sehr beherrscht, dass wir allen Sinn und alles Verständnis für Menschen und Dinge verlieren. Man sagt gemächlich „Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“. Dieser Satz stammt, glaube ich, vom Apostel Paulus, und der andere „die Lilien auf dem Felde weben und spinnen nicht und bestehen doch“ von Jesus von Nazareth; man möge versuchen, die Ansichten dieser beiden Männer miteinander in Einklang zu bringen. Ich möchte aber wissen, woraus das folgt, dass niemand essen soll, der nicht arbeitet; wenn er allein auf einer fruchtbaren Insel lebte, so könnte er im Müssiggang wohl leben: sagt man aber, die Gerechtigkeit verlangt es, dass wer in menschlicher Gesellschaft lebt, auch etwas leistet, so frage ich, warum tut man dies immer nur den armen Leuten zu wissen und nicht auch den vielen Rentnern, den reichen Erben, den vielen Söhnen von Bankiers oder Fabrikanten, die müssig gehen und wohl leben, den reichen Adeligen, den Prinzen usw. Warum lässt man Leute ihre Lotteriegewinne ruhig verzehren, diese essen ja auch, ohne zu arbeiten? Macht man nicht vielleicht deswegen diesen Unterschied, weil uns der Besitz und der Erfolg einen besondern Respekt einflösst?

Auch bedenke man ferner, dass heute viele arbeiten möchten, aber nicht können, sei es aus welchen äusseren oder

inneren Gründen immer; ist das nicht unendlich schlimmer? Wenn nun bis jetzt keine bessere Einrichtung der menschlichen Gesellschaft möglich sein sollte, als die von mir vorgeschlagene, so wird es doch wohl für besser befunden werden, dass, wie es im Strafrecht heisst, die Schuldigen frei ausgehen, als dass Unschuldige bestraft werden, d. h. für besser, Müssiggänger mitzuernähren, als Arbeitslustige verhungern zu lassen?

Verlangen wir also von niemandem mehr, als dass er seine vorgeschriebene Dienstzeit in der Nähr-Armee vermöge der allgemeinen Nähr-Pflicht tätig sei; damit hat er wie jeder andere sein ganzes übriges Leben vor Mangel assekuriert, er mag dann tun, was er wolle, also auch meinetwegen müssig gehen.

Und sollten sogar einmal fast alle Menschen die Lust verlieren, etwas zu arbeiten, nachdem sie aus dem Nähr-Heer ausgetreten sind, wer wird sie dann dazu zwingen können? Es wird eben ihr Gemütszustand ein solcher sein, dass sie den Müssiggang dem heutigen uns interessanten Wechselspiel von Beschäftigungen vorziehen.

Aber, so wie wir jetzt und vermutlich noch lange Zeit, wenn nicht immer, beschaffen sind, so kann man beruhigt sein; auf die Dauer kann niemand vollkommen müssig gehen, wenn er auch sein Minimum hat, die Langeweile allein macht es schon unmöglich, dass er gar nichts arbeitet.

Stellen wir uns einmal vor, es werde an einem gewissen Tage verkündigt, jeder Mensch, ohne Ausnahme, ohne jede Bedingung, werde von der Gesellschaft selbst seinen notwendigen Lebensunterhalt zugeteilt bekommen und nehmen wir sogar an, es würde nicht einmal das Gesetz der allgemeinen Nährpflicht, die doch jene Einrichtung erst möglich machen wird, promulgiert.

Wie werden sich die Menschen nun benehmen?

Die sehr Reichen, die Reichen, die Wohlhabenden werden sich um die ganze Sache gar nicht kümmern, denn sie besitzen alle heute schon ihr Minimum und noch mehr und stellen dennoch ihre Tätigkeit nicht ein; die geistigen Arbeiter werden sich, da sie sich ohne Sorge wissen, ihren Arbeiten mit noch mehr Freude als bisher hingeben. Die grosse Zahl jener, die heute von der Hand in den Mund leben, und die Bettler werden im ersten Augenblick glauben, das Paradies auf Erden sei verwirklicht; sie werden jubeln, vielleicht eine Woche lang nur spazieren gehen, singen, essen und trinken, was ihnen das Minimum gewährt; am Ende der Woche aber halten sie diesen Zustand nicht mehr aus, schon wenn sie die Zeit tödten wollen dadurch, dass sie viel essen und trinken, müssen sie Arbeit er-

greifen, um das Plus über das Minimum zu verdienen, dann würde ihnen sogar das immerwährende Essen und Trinken zum Überdruß und sie würden zur blossen Abwechslung die Arbeit so aufsuchen, wie sie heute das Schwelgen und Spielen aufsuchen, einige werden überhaupt Lust zum arbeiten empfinden und nach Verlauf von weiteren acht Tagen wird alles wieder so gehen, wie heute, nur gesicherter, ruhiger und heiterer.

Indessen würde unsere ganze Methode, der Not durch ein ausgesetztes Minimum und allgemeine Nährpflicht abzuhelpfen, in Nichts zerfallen, wenn die Behauptung wahr wäre, dass man überhaupt nicht für alle Menschen genug Nahrung jemals wird auftreiben können; dass wir also das Verhungern eines Teils der Menschheit wie ein Naturgesetz ansehen müssen; dass man demnach mehr darauf sehen müsse, dass man das Kindererzeugen beschränke, oder die überzähligen Kinder aussetze, oder sich auf Kriege verlassen müsse und dergleichen mehr.

Alle diese Behauptungen sind wertlos.

Es hat noch niemand auch nur einigermaßen überzeugend dargetan, dass die Erde heute und auf noch sehr lange Zeit hinaus, zu wenig Nahrungsmittel liefern kann für den Fall, dass sich die Menschen wie bisher nach ihrem Belieben vermehren, eigentlich: nach ihrem Belieben zeugen. Im Gegenteil machen es die technischen Fortschritte wahrscheinlich, dass wir imstande sind, noch weit mehr Menschen durch das, was die Erde bietet, zu ernähren, als heute; dass mit der wachsenden Anzahl von Menschen auch eine grössere Menge von Bearbeitern der Erde und eine grössere Menge von Dünger gegeben ist; dass sich wohl z. B. die Steinkohle in nicht gar ferner Zeit erschöpfen kann, aber nicht der Bodenertrag, nicht die Möglichkeit, stets noch neue Gebiete des Erdreichs, stets neue noch unbenutzte Naturobjekte für unsere Nahrung zu verwerten.

Von den vielen ökonomischen und Hungerkrisen sind wir noch nie darauf geführt worden, dass die Natur nicht reich genug für die Menschen war; bei gehöriger Vorsorge, bei anderer Verteilung, bei anderen ökonomischen Institutionen hätte kein einziger Mensch zu hungern gebraucht, wenn man sich denkt, man hätte alle augenblicklich disponiblen Nahrungsmittel unter alle Menschen verteilt. Das letztere ist eben eine Hauptforderung meines Vorschlags und es wird ebensowenig jemals ein Mangel an Nahrung eintreten dürfen, wie heute bei der Armee ein Mangel an Monturen oder Waffen; man muss nur ebenso gewissenhaft vorsorgen, wie es von unseren Kriegsministern für die Heere geschieht.

Man kann aber, von einem sogenannten wissenschaftlich

hohen Standpunkte herab, fragen: „Was soll geschehen, wenn in fernen Zeiten dennoch eine Übervölkerung eintreten sollte?“ Man wird mir dann sofort von dem Kampf der geometrischen Progression mit der arithmetischen erzählen und ich werde antworten: bis jetzt sind wir noch lange nicht so weit und wir wollen diesen Fall abwarten, wie wir das Erfrieren oder Verbrennen des Erdballs abwarten. Sollten sich aber unvorhergesehenerweise wirklich derartige Aussichten eröffnen, sollten wir zu bemerken anfangen, dass zu viel Menschen da sind und dass wir mit dem Kinderzeugen oder Kindertödten zu rechnen anfangen müssen, so wird auch hierin das Prinzip der Gleichheit durchzuführen sein; nicht bloss der Arme wird gehalten sein, z. B. sich im Kinderzeugen zu mässigen, sondern es wird eine allgemeine Pflicht hiefür wie für alles andere dieser Art eingeführt und es darf dann nicht gesagt werden, die „ärmeren Klassen“, „die Arbeiter“ mögen enthaltsamer usw. sein, sondern man wird auch das geschlechtliche Vergnügen, wie die Liebe zu den Kindern, ebenso wenig nach dem Vermögen, nach Fähigkeiten, nach sozialer Stellung bemessen und zuteilen oder hemmen dürfen, wie es heute bei der allgemeinen Wehrpflicht bezüglich der Liebe zum Leben der Fall ist.

Nachdem wir nunmehr nichts gefunden haben, was der ersten Inangriffnahme unseres Vorschlages entgegensteht, machen wir uns ein Bild des Zustandes der Gesellschaft, wie wir ihn wünschen, und betrachten sowohl den Übergang aus dem jetzigen in den angestrebten, als den letzteren selbst, wie er sich nach unserer Meinung in Ruhe permanent erhalten oder stets vollkommener entwickeln soll.

Es wird zuerst erhoben, was zu veranlassen ist, um allen Bürgern des betreffenden Staates das Lebens-Minimum besorgen zu können. Man wird dann je nach den Verhältnissen des Staates alles, was hiezu nötig ist, direkt in genügendem Masse vorfinden oder, wenn ihm von Natur aus manches, z. B. Fleisch, Salz, Getreide oder dgl. mangeln sollte, so dass eine direkte Entnahme unmöglich wäre, indirekt für Versorgung der fehlenden Artikel dadurch vorsorgen, dass Kontrakte mit anderen Staaten abgeschlossen werden, denen zufolge ein Austausch zwischen beiden Gebieten betreffs notwendiger oder sehr begehrter Produkte — der Natur, der Kunst, der Industrie — geregelt wird. In einem solchen Falle ist natürlich eine sorgfältige Umsicht nötig, um den Austausch zu sichern und möglichst vorteilhaft zu Werke zu gehen.

Alles, was nun die Staatsgesellschaft für die Deckung der notwendigen Bedürfnisse ihrem eigenen Gebiete entnimmt, muss zuvor in die Hände der Staatsverwaltung übergehen.

Demnach werden z. B., da Grund und Boden Staatseigentum werden sollen, die Grundbesitzer expropriert; die Entschädigung hat durch Ablösung, wie bisher in allen ähnlichen Fällen, zu geschehen. Bei der Ausgabe der Obligationen, die natürlich auf den Steuereinnahmen der Zukunft basiert sind, ist daher die Voraussetzung involviert, dass die volkswirtschaftliche Tätigkeit wie bisher ihren ungestörten Gang, die Minimum-Artikel ausgenommen, weiter gehen werden und dass dies in der Tat stattfinden soll und stattfinden wird, wurde oben durch psychologische Deduktion dargetan; es dürfte dieselbe kaum widerlegbar sein.

Ausserdem sei betreffs dieser Ablösung hinzugefügt, dass, falls dennoch in irgendeiner Periode durch mangelnde Staatseinnahmen ein zeitweises Sistieren der Ablösungsquoten nötig wäre, das uns dennoch gar nicht rühren darf; denn wir wollen stets im Auge behalten, dass es sich um Existenzfragen handelte, als man die Besitzer exproprierte und dass ferner ein Mehr oder Weniger an Überschuss-Einkommen nicht so ernst von uns genommen wird, wie es bisher Gewohnheit war. Da jene, zeitweise leer ausgehenden Besitzer ihr Leben gesichert haben, so werden uns ihre Klagen über den momentanen Verzicht auf Überfluss nicht im mindesten bewegen.

Bezüglich der Versorgung mit Wohnungen muss speziell folgendes angedeutet werden:

Es werden in allen Ortschaften und Städten die Listen der Anmeldungen jener gesammelt, die Anspruch auf Staatswohnungen machen wollen. Man errichtet nun systematisch eine hinreichende Anzahl von gesund angelegten, einfach eingerichteten, nach einem Schema, nach Normalien erbauten Asylhäusern. Hierdurch werden die Mietzinse der gegenwärtigen Hausbesitzer gedrückt und es beginnt auf diese Weise eine sanfte Expropriation, eigentlich eine Schädigung, die uns aber nicht rühren darf. Anstatt neue Häuser zu bauen, und um nicht zu weit aus dem Weichbilde der grossen Städte hinauszurücken, wird die Staatsgesellschaft vielleicht eine Anzahl von Häusern kaufen und so belassen oder umbauen; das hängt von den Verhältnissen ab.

Die Wohnungsfrage sowohl, wie jene der Versorgung mit Nahrungsmitteln, Kleidung und allem überhaupt, was wir zum Minimum rechnen untersteht einem eigenen Ministerium für Lebenshaltung.

Es teilt sich in die Abteilung für die Beschaffenheit des Minimums und in jene für die Verteilung desselben. In der Beschaffungs-Sektion hat man sich mit der Ökonomie der Dinge zu befassen, also mit der Erhebung und Untersuchung

der Nahrungsmittel, des Viehstandes, der Einrichtungen der Staatsmühlen, des Betriebs der Staats-Bäckereien, der Tuch- und Kleiderfabriken, usw., und eine andere Unterabteilung der Beschaffungs-Sektion organisiert die Ökonomie der Personen, d. h. die allgemeine Nährpflicht.

Alle Staatsbürger ohne Ausnahme, oder nur mit den notwendig gebotenen Ausnahmen, müssen eine Dienstzeit in der allgemeinen Nähr-Armee-durchmachen. Man kann jene Erleichterung eintreten lassen, dass z. B. die Städter mehr in Staatsfabriken in oder nahe den Städten, wo sie sich sonst aufhalten würden, und die Provinz- oder Dorfbewohner mehr für Bebauung des Bodens bei ihrer Gemeinde verwendet werden, und dergl. mehr.

Aber man denke nie daran, Gemeinden und Bezirke unabhängig für sich zu organisieren; es sind dies nur Verwaltungsbezirke, und wie Kreise und Provinzen, nur Unterabteilungen eines Ganzen, dessen Haupt das Ministerium für Lebenshaltung im ganzen Staate ist.

Jeder Staatsbürger, resp. jeder Mensch im Staate, erhält einen auf Person lautenden Bezugsschein auf das Minimum; derselbe wird jedes Jahr erneuert. Will jemand auf seinen Bezugsschein verzichten, z. B. weil er sehr vermögend ist, so steht ihm dies frei, von seiner Nähr-Dienstpflicht kann ihn dieser Verzicht jedoch durchaus nicht dispensieren.

Es wird eine internationale Rechnungskammer errichtet, deren Aufgabe die ist: dass die Delegierten der Ministerien für Lebenshaltung der betreffenden Staaten ihre gegenseitigen Kontrakte bezüglich früher erwähnter auszutauschender Artikel feststellen und für das abgelaufene Jahr gegenseitig verrechnen.

Alles, was die Einrichtungen für Lebenshaltung betrifft, also die betreffenden Staatsmagazine, Staatsmühlen usw. werden unter völkerrechtlichen Schutz gestellt.

Mit der Zeit können immer mehr Bedürfnisse als die oben angenommenen, für allgemein zu befriedigende angesehen, und auf diese Weise die mittlere Lebenshaltung aller Menschen ohne Ausnahme stets verbessert werden.

Dieses ist nun meine Idee einer rationellen Lösung der sozialen Frage.

Durch deren Realisierung werden wir folgendes bewirken:

Die Freiheit der wirtschaftlichen Bewegung, die Antriebe zum Erfinden, Verbessern, Arbeiten bleiben aufrecht erhalten; die wirtschaftliche Sklaverei aber hört auf, niemand wird durch Not gezwungen sein, jemand anderem unter peinlichen Bedingungen zu dienen oder seine Arbeit zu vermieten, niemand

wird durch Rücksichten auf seine physische Existenz gezwungen sein, zu kriechen, zu heucheln, sich über unwürdige Behandlung zu kränken; die meisten Verbrechen, welche Mangel zur Veranlassung haben, werden aufhören, auch jene, die ganz speziell nur zu dem Ende begangen und offen begangen werden, um überhaupt in den Gefängnissen versorgt zu werden; das volkswirtschaftliche Spiel wird nicht mehr das Gemüth in jene tiefe Aufregung versetzen, wie jetzt, denn unter allen Umständen wird jeder festen Boden unter seinen Füßen fühlen; man wird sich den geistigen Arbeiten wie den geistigen Vergnügungen ungestörter, mutiger und freier hingeben. Reichthum, Luxus und Ergötzung jeder Art werden in voller Ruhe erworben und genossen werden können, denn man wird sich keinen Vorwurf darüber machen, dass man überflüssiges genießt, während andere darben, oder, wenn man nichts derartiges zu fühlen angelegt ist, so wird man doch von der Furcht und Unruhe befreit sein, dass jene anderen in ihrer Verzweiflung die Genüsse stören könnten.

Kein Programm wie dieses scheint mir so geeignet, ohne merkbare Störungen aus dem gegenwärtigen Zustande der Gesellschaft heraus realisiert zu werden und so häufig, sich ohne eintretende Schwierigkeiten in sich selbst zu befestigen. Es ist beinahe ohne Modifikation oder doch nur mit untergeordneten formalen Varianten in allen Staaten durchführbar, mögen die Verfassungen derselben wie immer beschaffen sein, und ich rate daher, mit allen Kräften für dieses Programm

Allgemeine Nährpflicht behufs ausnahmsloser
Verteilung eines Minimums

zu wirken, welches, wie kein anderes, einem energischen Bedürfnisse wie einer klaren und bestimmten Art, dasselbe zu befriedigen, zu entsprechen geeignet ist.

Wir werden nicht glauben, wie viele Sozialphilosophen es tun, dass mit Verwirklichung eines derartigen Programms der selige Zustand auf Erden erreicht sein wird, allein unter den Leiden des Lebens und unter den Veranlassungen zu solchen wird wenigstens eines, nämlich die physische Not wegfallen und das wäre schon nicht wenig.



Kein Unsinn, der nicht von einem Philosophen bewiesen worden wäre!

De Divinatione, Cicero.

Ein englisches Friedensangebot.

Die liberale Londoner Wochenschrift "The Nation" vom 3. März fordert, dass im Namen der Entente an alle europäischen Völker, einschliesslich der deutschen Nation, in verpflichtender Form eine Kundgebung etwa folgendes Inhaltes gerichtet werden sollte:

Alle Kriegsziele der Verbündeten lassen sich auf eine einzige Formel zurückführen: Der Zehnverband ist fest entschlossen, den Krieg mit einer Ordnung zu enden, welche die europäische Zivilisation nicht bloss vor der Gefahr der Wiederkehr einer solchen Katastrophe, sondern auch vor dem drohenden Drucke eines bewaffneten Friedens bewahren soll. Die verbündeten Staaten sind überzeugt, dass auch bei ihren Gegnern die Massen von demselben Entschlusse beseelt sind; ihr Streben wird also dahingehen, internationale Einrichtungen zu schaffen, welche diesen guten Willen Ausdruck und Ziel geben sollen. An oberste Stelle unter den Garantien einer sichern Zukunft setzen sie eine Liga der Nationen, wie Präsident Wilson sie plant.

Die Verbündeten nehmen zur Kenntnis, dass die Zentralmächte sich in allgemeinen Ausdrücken bereit erklärt haben, einen solchen Plan in Betracht zu ziehen. Soll aber ihre Zustimmung die unmittelbare Zukunft beeinflussen, so muss sie vor dem Friedensschluss und nicht erst nachher festgelegt werden. Es gibt mehrere Proben, durch welche der ernste Charakter dieser Zustimmung bewiesen werden kann. Eine davon ist die Bereitwilligkeit Entschädigung zu leisten für begangenes Unrecht, für die Verletzung von Verträgen und Völkerrecht im Laufe dieses Krieges, besonders zum Nachtheile Belgiens.¹⁾ Eine andere ist ihre Geneigtheit, eine allgemeine Einschränkung der europäischen Rüstungen zu genehmigen. Aber die entscheidende Probe wird sein, dass sie ihre Zustimmung geben zu einer liberalen Lösung jener europäischen Nationalitätsprobleme, welche in der Vergangenheit so viel Unruhe gestiftet haben, und wenn sie jetzt nicht gelöst werden, so viele Keime künftiger Kriege enthalten. In einigen extremen Fällen, namentlich bezüglich des französischsprechenden Lothringen und des italienisch sprechenden Trentino, soll auch die Abtretung der Gebiete als Mittel des Friedens nicht ausgeschlossen sein, wo der Wille der Bevölkerung, festgestellt durch Organe der Neutralen, diese Form der Befreiung absolut fordern sollte. In andern Fällen liegt es ganz an den Zentralmächten selbst, eine so einschneidende Massregel zu vermeiden, indem sie den Südslaven, den Czechoslawen und den Rumänen durch Gewährung von Autonomie die tatsächlichen Vorteile der Selbstregierung sichern. Die Unabhängigkeit Polens ist zur europäischen Frage geworden

¹⁾ Die gleichen Garantien müssten natürlich von beiden Seiten gefordert werden. D. Red.

und muss durch europäische Garantien gefestigt werden. Die genaue Abgrenzung der Balkanländer mag einer europäischen Konferenz überlassen werden, jedoch mit dem Vorbehalt der Wiederherstellung eines unabhängigen serbischen Königreiches. Die Türkenherrschaft über die Meerengen muss einer wirksamen internationalen Kontrolle weichen, die Überlebenden der armenischen Massakers müssen von türkischer Missherrschaft befreit werden, und Massregeln durchgeführt werden, durch welche auch andern türkischen Bevölkerungen Erleichterungen verschafft werden.

Sollten die Zentralmächte derartige Friedensbedingungen annehmen, so würden die Verbündeten darin eine Sicherheit sehen für die ernste Absicht des Vierbundes, der künftigen Zufriedenheit Europas ernste Opfer zu bringen. Sie anerkennen ihrerseits, dass die neue Ordnung eine solche sein muss, welche zu stören keine Nation das Bedürfnis haben wird. Den friedlichen Unternehmungen und der wirtschaftlichen Entwicklung ihrer jetzigen Feinde wollen die Verbündeten in keiner Weise entgegentreten. Die Rückgabe der deutschen Kolonien oder entsprechender Landstrecken in Afrika wird naturgemäss ein Gegenstand freien Übereinkommens sein, und ebenso die Zulassung der deutschen Unternehmungen in der Türkei, unter der Voraussetzung gewisser unentbehrlicher Garantien. Auch sind die Verbündeten überzeugt, dass der Friede auf der Voraussetzung des künftigen Zusammenwirkens aufgebaut sein und dass auch in Zukunft die volkswirtschaftliche Entwicklung auf dem gegenseitigen Austausch nützlicher Leistungen beruhen muss; die Verbündeten sind daher gerne geneigt, Friedensbedingungen zu erörtern, welche den Zweck haben, Zollkriege und Handelsfeindschaft in Zukunft zu vermeiden und allen Nationen die offene Türe zu überseeischen Märkten und den Zutritt zu Rohstoffen zu sichern. Sie sind auch bereit, die künftige Regelung der Machtverhältnisse zur See in Betracht zu ziehen.

Gerne wollen die Verbündeten ihrerseits für eine Liga zur Erhaltung des Friedens Opfer bringen, aber sie sehen für einen solchen Bund keine sichere Zukunft voraus, wenn er nicht auf der Genugtuung für vergangenes Unrecht, auf der Rückstellung der eroberten Gebiete und auf Garantien für die Einhaltung von Gesetzen und Verträgen aufgebaut ist, auf dass die Gewalt gebändigt werde und der Schwache geschützt sei. Eroberung und wirtschaftliche Vergewaltigung bilden keinen Teil ihrer Kriegsziele. Sie hegen keinerlei Absichten, durch welche irgend einem ihrer jetzigen Gegner Schaden droht. Ihr Ziel ist vielmehr, den Tag zu beschleunigen, an dem alle Völker, welche durch das gemeinsame Unglück dieses Krieges erschreckt und aufgeklärt worden sind, an der gemeinsamen Aufgabe mitarbeiten werden, eine geordnete und dauernde Gesellschaft der Nationen aufzubauen.

Die europäische Anarchie. *)

Von G. LOWES DICKINSON.

(Fortsetzung.)

Wie gewissenhaft Dickinson sich bemüht, Licht und Schatten zwischen England und Deutschland gerecht zu verteilen, geht u. a. aus folgenden Sätzen hervor:

Die Einwendung, dass kein Krieg mit England hätte stattfinden müssen, wenn nicht Deutschland ihn durch seinen Flottenbau provoziert hätte, ist nicht geeignet, auf irgend eine dritte Nation Eindruck zu machen, solange die europäische Anarchie fort dauert. Denn in diesem Zustande ist es ganz natürlich, dass jede Nation beständig glaubt, von irgend einer andern mit einem Angriff bedroht zu werden. Das Bedürfnis, sich selbst zu verteidigen, ist also sicherlich ein berechtigtes Motiv für den deutschen Flottenbau. Aber es gab noch einen andern Beweggrund, der ganz offen eingestanden wurde. Deutschland wollte in der Weltpolitik auch seine Stimme abzugeben haben. Und auch dieser Grund war so gut, wie es eben die Gründe in einer Welt von rivalisierenden Staaten zu sein pflegen. Eine grosse industrielle und Handelsmacht kann nicht gleichgültig beiseite stehen, wenn die Welt unter ihre Konkurrenten verteilt wird ... Deutschland hatte mitzureden und zwar mit lauter Stimme, wenn es nicht übergangen werden wollte. Und eine laute Stimme setzt in diesem Falle eine starke Flotte voraus. So wenigstens stellte sich die Sachlage den deutschen Imperialisten dar, und die Imperialisten jedes andern Landes hätten in der gleichen Lage ebenso gedacht.

Doch hebt der Verfasser hervor, dass Deutschlands Platz an der Sonne sich ohnehin seit der Berliner Akte von 1885 über die Teilung Afrikas bis 1906 recht erheblich verbessert habe, und zwar im friedlichen Einvernehmen mit den andern Mächten. Sein Besitz sei von 377,000 auf $2\frac{1}{2}$ Millionen englische Quadratmeilen angewachsen. Doch hegte Deutschland sicherlich den dringenden Wunsch, ungleich bessere Kolonien zu erhalten. Dagegen hatte es keine Eroberungspläne gegen das Festland von Europa. Dieses

*) Wir bringen in Erinnerung, dass diese teils wörtlich übertragene, teils zusammenfassende Wiedergabe eines bei Allen & Unwin, London, erschienen Buches mit Erlaubnis des Autors erfolgt, der uns ersucht, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, dass seine Arbeit eigentlich für ein englisches Publikum geschrieben ist, und vieles als bekannt voraussetzt, was für ein internationales Publikum ergänzt werden sollte.

für einen Engländer sehr weitgehende Zugeständnis der Verf. stützt sich auf das Zeugnis Dawsons ("Evolution of Germany," 1908), den Dickinson als den grössten englischen Fachmann in dieser Frage betrachtet.

Sollte Deutschland bei seinem Flottenbau nicht noch ein anderes Motiv gehabt haben, vielleicht gar die Invasion Englands? Fürst Bülow wenigstens glaubte sicher an eine solche Deutung seitens der Engländer und bezeichnet es als seine grösste Sorge während des Flottenbaues, dass England gegen Deutschland einen Angriffskrieg führen könnte, bloss um den Flottenbau zu verhindern. Dickinson äussert sich hierüber folgendermassen:

Fürst Bülow mutet da der englischen Regierung eine Politik zu, welche ganz und gar in der Bismarckschen Tradition gelegen wäre. Auch gab es hierzulande wirklich einige Stimmen, welche zu dieser Politik drängten; sie wurden in der üblichen Weise nach Deutschland gemeldet und dort durch das Megaphon der Presse verstärkt. Doch bin ich mit allen Engländern überzeugt, dass keine britische Regierung den Gedanken auch nur erwogen hat, einen Krieg mit Deutschland vom Zaun zu brechen, lediglich um den Aufstieg der deutschen Seemacht zu verhindern, und ich rechne dies den englischen Staatsmännern als Beweis von Rechtschaffenheit an. Auch die Vermutung halte ich für ebenso unbegründet, als ob etwa Fürst Bülow die deutsche Flotte in der vorbedachten Absicht gebaut hätte, das britische Weltreich mit Zerstörung zu bedrohen. Ich sehe keinen Grund, seine Aufrichtigkeit zu bezweifeln, wenn er behauptet, dass er immer auf eine friedliche Verständigung zwischen Deutschland und England gehofft habe, und dass, nach seiner Ansicht, der unversöhnliche Feind Deutschlands nicht England, sondern Frankreich gewesen sei. Allerdings hat das Deutsche Reich durch seinen Flottenbau zweifellos in wohlüberlegter Weise auch die Gefahr eines Krieges mit England in den Kauf genommen, weil es eine Politik verfolgen wollte, welche den Deutschen als unentbehrlich für ihre Entwicklung erschien. Aber etwas ganz anderes wäre es, zu behaupten, dass Deutschland geradezu auf einen Krieg mit England hingearbeitet habe, um dessen Weltreich zu zerstören, und eine solche Behauptung würde ganz andere Beweise erfordern, als für sie angeführt zu werden pflegen.

Zusammenfassend anerkennt der englische Schriftsteller als Motive für den deutschen Flottenbau:

1. Die Verteidigung des Handels im Kriegsfall;
2. Die Verstärkung des deutschen Einflusses in der Weltpolitik;
3. Die aufrichtige Furcht vor einem Angriffskrieg der Entente, der von England aus Eifersucht angestiftet würde;

4. Den unbestimmten Ehrgeiz, den jede Grossmacht hegt, und so lange fördert, bis er ein Teil der öffentlichen Meinung ihres Landes wird.

Auch in diesem Falle habe sich jene merkwürdige Ironie der Geschichte bewährt, durch welche das ganze System des bewaffneten Friedens für den Frieden so gefährlich wird, dass nämlich die Vorbereitungen, den Krieg unmöglich zu machen, selbst zur Hauptursache des Krieges werden. Denn ohne die Rivalität im Flottenbau hätte es nach Ansicht Dickinsons überhaupt keine Reibung zwischen den beiden Ländern gegeben, also auch keinen Krieg; und die Hauptursache des Flottenbaues war gerade die Furcht vor diesem so unwahrscheinlichen Kriege.

„Aber“, sagten wir Engländer, „warum fürchten denn die Deutschen einen Krieg mit uns? Das kann doch nur sein, weil sie selbst daran denken, ihn herbeizuführen.“ Doch wir sollten billig bedenken, dass auch die Deutschen ebensogut zu uns sagen konnten: „Warum fürchtet Ihr einen Krieg? Es wird keinen geben, wenn Ihr ihn nicht selbst macht; denn wir Deutschen sind ganz friedlich, wegen unser braucht Ihr gewiss keine Besorgnis zu haben.“ Würden solche Reden uns bewogen haben, in unsern eigenen Rüstungen auch nur einen Augenblick nachzulassen? Gewiss nicht. Unter der Herrschaft des bewaffneten Friedens kann es eben kein Vertrauen zwischen den Völkern geben.

Als Beleg hiezu schildert Dickinson die Verhandlungen behufs deutsch-englischer Verständigung (1912) in der folgenden ergötzlichen Weise.

Die Deutschen hatten uns angeboten, ihr Flottenprogramm einzuschränken, wenn ihnen England seine unbedingte Neutralität für künftige Kriegsfälle garantieren wolle; als eine solche Garantie abgelehnt wurde, verlangte die deutsche Regierung das Versprechen der Neutralität in einem Kriege, welcher Deutschland „aufgezwungen“ würde. Auf das hin witterte das britische Auswärtige Amt eine Falle. Da könnte ja Deutschland seinen Bundesgenossen Österreich anstiften, einen Krieg herbeizuführen, der aussehen müsste, als ob er von Russland provoziert würde; dann würde Deutschland herankommen als Bundesgenosse Österreichs, würde Frankreich niederschlagen als den Bundesgenossen Russlands, und verlangen, dass England das alles ruhig mitansehe und die versprochene Neutralität einhalte. Also antwortet Sir Edward Grey: „Nein, danke.“ Aber er macht einen Gegenvorschlag. England will sich verpflichten, auf Deutschland keinen unprovoozierten Angriff zu machen, noch an einem solchen teilzunehmen. Dieses Mal ist es der deutsche Reichskanzler, der argwöhnisch zurückweicht. „Unprovooziert! Hm, hm, was steckt dahinter? Nehmen wir

einmal an, Russland geht gegen Österreich los, und weiss es so einzurichten, dass Österreich ihm den Krieg erklären muss. Frankreich kommt Russland zu Hilfe. Was wird England tun? Wird es zugeben, dass der Krieg, den Österreich erklärt hat, ein unprovoked sei, und dass es neutral bleiben müsse? Da müsste man England schlecht kennen.“ Und der Kanzler schlägt den Zusatz vor: Jedenfalls wird England neutral bleiben, wenn Deutschland zum Kriege gezwungen wird. Das ist eingeschlossen, denke ich? — Nein, ruft es von England herüber. Begründung wie zuvor. Und die Verhandlungen sind gescheitert. Wie konnte es anders sein? Wo kein Vertrauen, da gibt es keine Verständigung; und wo Furcht, da kein Vertrauen. Es musste aber gegenseitige Furcht vorhanden sein, weil doch der Dreibund und der Dreiverband sich gegenüberstanden, bis an die Zähne bewaffnet. Wer war im Unrecht? Deutschland? England? Keines. Der Schuldige ist Europa, seine Tradition, sein System des bewaffneten Friedens. Darum ist auch der Zusammenbruch dieser Verhandlungen ebenso wenig ein Beweis finsterner Anschläge von seiten Deutschlands wie von seiten Englands.

Im Anschluss daran bekennt der wahrheitsliebende Engländer, dass auch die Weigerung Deutschlands, auf ein obligatorisches Schiedsgericht einzugehen, ebensowenig übel gedeutet werden darf. Jene Weigerung wurde nämlich von dem deutschen Botschafter Grafen Münster auf der ersten Haager Konferenz von 1899 damit begründet, dass Deutschland am schnellsten mobilisieren könne; durch Zulassung eines Schiedsgerichtes würde es seinen Feinden die Zeit geben, diesen Vorsprung einzuholen. Diese Erklärung werde von den Engländern oft zitiert, als Beweis, dass die Deutschen schon damals einen Krieg geplant hätten. Dabei übersehen die Engländer, dass der bekannte Seelord John Fisher genau dasselbe bezüglich der englischen Flotte gesagt hat. Ein anderer Seelord, Arthur Lee, ist bekanntlich so weit gegangen, in der *Times* zu behaupten, im Kriegsfall müsste die englische Flotte die feindliche vernichten, bevor die feindliche Nation auch nur in ihren Zeitungen lesen könnte, dass der Krieg erklärt worden sei. Unter solchen Voraussetzungen kann natürlich von einem Schiedsgerichtsvertrag keine Rede sein.

Ebenso lehnt Dickinson es ab, aus dem deutschen Wehrbeitrag von 1913 in der beliebten Weise auf die deutsche Angriffsabsicht zu schliessen. Auch Frankreich und Russland haben im Jahre 1913 gewaltige Anstrengungen gemacht, ihre Wehrkraft zu erhöhen. Von keiner dieser Nationen könne man mit zureichenden Beweisen behaupten, dass ihre Absicht aggressiv gewesen sei; und nach dem Zeugnisse der belgischen Gesandten habe Deutschland nach den Ergebnissen der Balkankriege wirklich alle Ursache gehabt, seine Wehrkraft zu Zwecken der eigenen Verteidigung zu erhöhen, da es darauf gefasst sein musste, dass im Ernstfalle die

Kraft seines österreichischen Verbündeten durch die neuen Balkanstaaten teilweise gebunden sein werde. Geradezu tragisch liest sich unter den heutigen Umständen der Bericht über die Absichten, mit welchen Baron Marschall seinen Posten als Botschafter in London antrat. Er betrachtete sich, sagte der deutsche Diplomat, als einen Mann, der mit einer lang ersehnten Mission ausgestattet sei, und diese Mission bestehe darin, endlich ein herzliches Einverständnis zwischen den beiden Nationen zustande zu bringen. Es war ein nüchterner Staatsmann, der sich so aussprach, ein Gegner der Haager Schiedsgerichtsvorschläge; er hielt eine Verständigung doch für wahrscheinlich, und englische Zeugen bestätigen die Aufrichtigkeit seiner Bemühungen. Alles umsonst.

5. Die deutsch-englischen Beziehungen 1890—1900.

Bis zum Rücktritt Bismarcks (1890) würde kein kompetenter Beobachter die deutsche Politik eines aggressiven Charakters angeklagt haben, der den Frieden Europas stören konnte. Eine intimere Annäherung an England war übrigens der erste Gedanke des jungen Kaisers, als er 1888 die Zügel der Herrschaft in die Hand nahm. Auch gelang es während des folgenden Jahrzehnts, die britischen Sympathien von Frankreich abzulenken und Deutschland zuzuwenden.

Die *Times* von 1899 ist voll von Angriffen auf Frankreich.

Damals schlug Mr. Harmsworth, jetzt Lord Northcliffe, vor, die Pariser Weltausstellung zu boykottieren und begründete dies u. a. mit folgenden Worten: „Den Franzosen ist es gelungen, John Bull zu überzeugen, dass sie seine Todfeinde sind. England hat lange zwischen Deutschland und Frankreich geschwankt, hat aber immer den Charakter des deutschen Volkes hochgeschätzt, während es gelernt hat, Frankreich zu verachten. Ein herzliches Einverständnis zwischen England und diesem Nachbarvolke ist unmöglich. Wir haben jetzt genug von Frankreich, welches weder Mut noch politischen Verstand hat.“ Es ist nur zu bekannt, wie die britische Nation gewohnt ist, sich ihre Gefühle gegen andere Völker von einer Handvoll frecher Journalisten vorschreiben zu lassen.

Auch Chamberlain sprach 1899 im Sinne eines Bundes mit Deutschland, und als Lord Lansdowne die Allianz mit Japan abschloss, hatte er die ernste Absicht, Deutschland zum Dritten im Bunde zu machen. Chamberlain sagte damals:

„Ich möchte darauf hinweisen, dass im Grunde der Kern und Charakter des deutschen Volkes von dem der angelsächsischen Rasse wenig verschieden ist (Beifall), und dieselben Gefühle, welche unsere Sympathien mit den Vereinigten Staaten von Amerika so intim gestalten, dürfen angerufen werden, um uns auch zu intimeren Sympathien mit dem deutschen Reiche anzuregen.“ Er geht so weit, einen neuen Dreibund zwischen den zwei angelsächsischen Grossstaaten und Deutschland zu

befürworten (*Times* vom 1. Dezember 1899). Aber zwei Jahre später, im Oktober 1901, hielt Chamberlain in Edinburg eine scharfe Rede gegen Deutschland. Dieses Datum weist deutlich darauf hin, wann die Gefühle und die Politik der Engländer sich gegen Deutschland gewendet haben ...

Es war also zweifellos der Beschluss Deutschlands, eine grosse Flotte zu bauen, welcher die Spannung zwischen Deutschland und England herbeigeführt hat, und damit in letzter Linie auch die Entstehung des Dreiverbandes als Gegengewicht gegen den Dreibund. Also nicht der Regierungsantritt Wilhelms II. 1888 und noch weniger das Kriegsjahr 1870 eröffnet die Periode, in welcher die deutsche Politik als störendes Element in Europa sich geltend machte, sondern das Jahr 1900.

Dickinson geht nun dazu über, die Sturmzentren der nächsten Periode zu betrachten, besonders die Türkei und Marokko.

In der Türkei beginnt die deutsche Aktion bezüglich einer anatolischen Eisenbahn schon 1873, aber erst 1902 wird die Konzession für die Ausdehnung dieser Bahn bis nach Bagdad und an den persischen Golf durchgesetzt.

6. *Die deutsch-englischen Beziehungen 1900—1910.*

Nichts kann die klägliche Anarchie Europas schärfer beleuchten als die Behandlung dieses grossen zivilisatorischen Unternehmens durch die europäischen Grossmächte. Die Ebene von Mesopotamien, die Wiege der Kultur und durch Jahrhunderte die Kornkammer der Welt, sollte bewässert und so der Umklammerung durch die Wüste entrissen werden, Sicherheit und Ordnung sollte dort wiederhergestellt, Arbeitsgelegenheit geschaffen und Wissenschaft und Menschenkraft im grossartigsten Massstabe ihrem eigentlichen Zwecke dienstbar gemacht werden, der Entwicklung höheren Menschenlebens auf Erden. Da gab es also einen grossen Gedanken, der Herz und Phantasie begeistern musste. Da gab es Aufgaben für jugendliche Idealisten, aber auch für den Ehrgeiz des reifsten Könnens, für Diplomaten, Ingenieure, Verwalter, Landwirte, Erzieher, eine Gelegenheit zu stolzen Lebenswerken ohne Zahl, ... einen Plan, an dessen Ausführung alle Völker teilnehmen und der den rückständigen Bevölkerungen des Orients beweisen konnte, dass die Herrschaft der abendländischen Wissenschaft über die Kräfte der Natur für das Wohl der ganzen Menschheit nutzbar gemacht, die Macht des Westens für die Neubelebung des Ostens verwendet werden sollte. Und was hat sich in Wirklichkeit zugetragen?

Kaum versuchten die Deutschen die anderen Völker um ihren politischen und finanziellen Beistand anzugehen, als diese allesamt in einen einzigen Schrei der Wut, des Misstrauens und

der Eifersucht ausbrachen. Einmütig fuhren alle die mächtigen Interessentengruppen der anderen Staaten in die Höhe. Eine Eisenbahn, hiess es, die mit der transsibirischen, den französischen Bahnen, dem Seeweg nach Indien, den Tigris-Dampfern in Konkurrenz treten will! Am Ende könnte gar die Fülle babylonischen Korns den Preis des russischen Getreides herabdrücken. Und der deutsche Handel würde sicherlich den britischen, französischen, russischen verdrängen. Ja, unter dem Deckmantel wirtschaftlicher Bestrebungen konnten sich sehr gut ehrgeizige Pläne der deutschen Weltpolitik verstecken. In letzter Linie strebte Deutschland wohl gar nach der Herrschaft über Ägypten und den Suez-Kanal, über den persischen Meerbusen, über Persien selbst, über den Weg nach Indien . . . Und waren diese Besorgnisse und Verdächtigungen völlig unbegründet? Wer könnte diese Frage mit Sicherheit beantworten mitten in der europäischen Anarchie?

Trotz dieses Misstrauens und der englischen Presskampagne, durch welche die Beteiligung englischen und französischen Kapitals an der Bagdadbahn unmöglich gemacht wurde, gelang es Deutschland, mit Russland 1911, mit Frankreich 1914 (Februar) und mit England 1914 (Juni) zu Vereinbarungen zu gelangen, natürlich nur unter langen, allseitig verbitternden Schwierigkeiten. Das Haupthindernis war notorisch nicht die englische Regierung, sondern die englische Presse. Diese hatte schon über die Rede des deutschen Kaisers, in welcher er sich, unmittelbar nach den armenischen Greueln, als „Freund“ der 300 Millionen Muselmanen bezeichnete (1898), ihrer Empörung lauten Ausdruck gegeben. „Aber die Entrüstung der Engländer sollte durch ihre Beschämung gemildert sein, wenn sie sich an den britischen Staatsmann erinnern, der noch heute der Abgott der halben Nation ist, obwohl er es bewirkt hat, dass nach den Türkengreueln in Bulgarien, die mazedonischen Bulgaren für eine weitere Generation der mörderischen Tyrannei ihrer Peiniger ausgeliefert wurden.“ Die historische Bedeutung jener Rede des deutschen Kaisers liegt in dem ersten Hervortreten des deutschen Einflusses auf die Türkei, welcher nach dem Siege der ursprünglich anglophilen Jungtürken die Gestalt militärischer Missionen (v. d. Goltz, Liman v. Sanders) zur Organisierung der türkischen Armee annimmt. „Deutschland bildete natürlich eine störende neue Kraft in einem ohnehin nur mühsam sein Gleichgewicht bewahrenden politischen System. Aber es ist kein Verbrechen, eine neue Kraft zu sein und die früheren dadurch zu stören. Auch da ist der wirkliche Schuldige nicht Deutschland noch irgend ein anderer Staat, sondern die europäische Anarchie.“

Bezüglich der Balkanpolitik anerkennt Dickinson Deutschlands friedliche Absichten; namentlich während der beiden Balkankriege habe Deutschland, im Verein mit England, ehrlich an der Erhaltung des europäischen Friedens mitgearbeitet. Aber den russischen Plänen auf Konstantinopel musste es sich schon aus Rücksicht auf den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen

entgegenstellen, aber auch wegen der eigenen Absichten auf die Berlin-Bagdad-Route. — Das Verhältnis Österreich-Ungarns zu Serbien sucht der englische Schriftsteller seinen Landsleuten durch folgenden Vergleich näher zu bringen:

„Angenommen, der Meeresskanal, welcher Irland von England trennt, würde eines Tages verschwinden und ebenso der atlantische Ozean zwischen Irland und Nordamerika. Infolgedessen würde Irland durch eine unmittelbare Landgrenze auf der einen Seite England, auf der anderen Nordamerika berühren. Man kann sich leicht vorstellen, welche Reibung und selbst Kriegsgefahr zwischen Grossbritannien und den Vereinigten Staaten unter solchen Umständen durch die Verschwörungen irländischer Revolutionäre und die Demonstrationen ihrer amerikanischen Gesinnungsgenossen entstehen könnte. Etwas Derartiges ist die Lage Österreich-Ungarns in bezug auf Serbien und dessen Protektor Russland.“

In seinem Abschnitt über Marokko resumiert Dickinson die bekannten Ereignisse, zeigt das Doppelspiel der englisch-französisch-spanischen Diplomatie mit offiziellen und geheimen Verträgen und die zweimalige akute Kriegsgefahr, ihre schliessliche Vermeidung, aber unter Zurücklassung bitterer Feindesstimmung, verweist auf Morels Buch und gibt seinen persönlichen Eindruck über die ganze Marokko-Episode mit folgenden Worten wieder:

„Ich glaube nicht, dass irgend ein gründlicher und unparteiischer Forscher die anscheinend herrschende englische Auffassung annehmen wird, dass das Vorgehen Deutschlands in dieser Angelegenheit ein Stück unentschuldbarer Angriffspolitik gewesen ist, während die anderen Mächte sich durchaus gerecht, anständig und aufrichtig benommen hätten.“

Dass nachher noch und trotz der bitteren Enttäuschung des deutschen Kaisers durch die englische Marokko-Politik während der Balkankrise der Friede aufrecht erhalten werden konnte, ist nach unserem gewiss unverdächtigen Zeugen ein Beweis der damals jedenfalls noch unerschütterten Friedensliebe Wilhelms II.

Fortsetzung folgt.



X hat den Krieg vom Zaun gebrochen, folglich müssen wir X unschädlich machen. — Ein überaus einseitiges Raisonnement. Haben denn die Herren Rächer nie einen Frieden getrübt? Welche Garantien bieten sie uns, dass nicht das nächste Mal sie — vielleicht in bestgemeinter Notwehr — losschlagen werden? Woraus folgt denn, dass der Schuldige von Gestern auch in aller Zukunft der Gefährlichste sein werde?

W. Eggenschwyler.

Aus Richard Cobdens Reden.

Es ist zwecklos, über den Ursprung des Krieges zu streiten. ... Von dem Augenblick an, da der erste Schuss abgefeuert oder der erste Hieb erfolgt ist, hört alle Vernunft und Beweisführung auf. Du kannst ebenso gut versuchen, mit tollen Hunden wie mit Menschen, sobald sie begonnen haben in tödlichem Kampf ihr Blut zu vergiessen, eine vernünftige Unterhaltung zu führen. (II. 466)

Ich hege das Vertrauen, dass alle diese Deklamationen über die Unabhängigkeit Europas und die Verteidigung der Zivilisation nach und nach verschwinden werden. (II. 312)

Ich blicke auf Englands inhumanes, hartes, gewaltsames Verfahren gegenüber einem machtlosen Staat wie Griechenland mit doppelter Empörung — gerade so wie ich den Mann als einen Feigling und Despoten betrachten würde, der ein Kind peinigte und misshandelte.

(II. 537, bei Gelegenheit des Pacifico-Handels.)

Von Gewaltmitteln, um unsern Handel mit anderen Ländern zu befördern, haben wir nichts zu hoffen. (II. 518)

Statt den Fortschritt der Zivilisation dem Wohl der Menschheit dienstbar zu machen, statt die Künste der Zivilisation zur Vermehrung der Annehmlichkeiten des Lebens auszunutzen, verwendet Ihr die Fortschritte der Wissenschaft beständig für die Erfordernisse des Krieges und lasst auf diese Weise die Künste des Friedens und die Entdeckungen der Wissenschaft zur Barbarei unseres Zeitalters beisteuern. (II. 394)

Wenn wir dadurch einen Fehler begehen, dass wir mässige Friedensbedingungen annehmen, so haben wir jedenfalls den Trost, auf der Seite der Menschlichkeit zu irren. (II. 320)

Speeches on questions of public policy by Richard Cobden, M. P. Edited by John Bright and D. E. Thorold Rogers. 2 Vols. London, T. Fisher Unwin, erste Ausgabe. 1870.

Befangene.

Ein französischer Professor fühlt sich verpflichtet, gegen die Verhetzungen seiner eigenen Landsleute aufzutreten und in einem offenen Brief für die Behandlung in deutscher Kriegsgefangenschaft Zeugnis abzulegen. Er schreibt:

Seit mehr als 22 Monaten erfreue ich mich in Rastatt in dem Grossherzogtum Baden einer herzlichen, kostenlosen Gastfreundschaft, die mit mir 3000 meiner Mitbürger in Zivil teilen. Da wir uns in einem Durchgangs- und Konzentrationslager befinden, habe ich mich mit Hunderten von Kameraden unterhalten können, die, aus allen Winkeln Deutschlands kommend, mir die ins kleinste gehenden und genauesten Berichte über die wirkliche Lage der französischen Gefangenen lieferten. Aber ich will nur aus meiner eigenen Erfahrung sprechen.

Da ich stets mit dem ganzen Personal des Lagers in Beziehung stehe und ziemlich gut Deutsch spreche — ich habe es einstmals an Ort und Stelle studiert und seit zwölf Jahren gelehrt —, habe ich hier einen ausgezeichneten Platz, um zu sehen und zu hören. Und niemals habe ich irgendeinen Deutschen die geringste Roheit oder die geringste Gewalt gegen einen Gefangenen ausüben sehen! Ich habe niemals eine Beleidigung gehört noch ein rohes Wort! Niemand von uns hat jemals eine Erniedrigung noch eine Beschimpfung erduldet. Der „Matin“ lügt also, wenn er behauptet: „Schon seit langer Zeit weiss man, mit welcher grausamen Roheit die Deutschen ihre Gefangenen behandeln. — Unsere Soldaten, die von Grossbritannien und mehr noch die des Zaren, ertragen, sobald sie in der Gewalt der Boches sind, Erniedrigungen und Torturen, die auf die gemeinste Weise ausgeklügelt sind, um sie zu deprimieren, zur Verzweiflung zu treiben und sie zu demütigen.“ Nein! Wir sind nicht deprimiert, nicht verzweifelt, nicht gedemütigt! Und die deutsche Verwaltung tut alles, was in ihren Kräften steht, um unsere Geduld und unseren Mut zu stärken, indem sie unsere physische und moralische Gesundheit bei Kräften erhält. Spaziergänge, Unterhaltungen, Konzerte und die grössten Erleichterungen bei der Ausführung persönlicher Arbeiten machen uns die Gefangenschaft kürzer und angenehmer. Die Kranken und Verwundeten werden von den deutschen Ärzten, den Krankenwärterinnen und Schwestern mit einer Hingabe gepflegt, die jeden Lobes würdig ist. Und wenn einer der Unseren gestorben ist, so unterhält fromme Fürsorge sein Grab. Übrigens ist die Sterblichkeit fast gleich Null, weit geringer, als sie in normaler Zeit bei so grossen Menschenansammlungen sein würde.... Unter eidlicher Versicherung bekräftigen wir noch einmal, dass alle Sendungen regelmässig an uns gelangen, ohne dass irgend etwas von den Deutschen behalten wird, und wir sprechen es mit lauter Stimme aus, dass wir keine

schlechte Behandlung, keine Erniedrigung, keine Schmach zu erdulden haben.

Camille Clerc, Universitätsprofessor, Korporal im 359. Infanterieregiment, Zivilgefangenenlager Rastatt, Grossherzogtum Baden.

Neue Freie Presse vom 23. Januar 1917.

Als Ergänzung mögen die Ausführungen Lord Newtons im englischen Oberhaus interessieren, der die sehr verbesserte Lage der Internierten im deutschen Engländerlager Ruhleben hervorhebt und ganz besonders betont, dass britische Staatsangehörige in Österreich und Ungarn mit grosser Rücksicht behandelt werden.

The Times Weekly Edition, 2. März 1917.

Andererseits gibt über die Lage der Zivilgefangenen Englands auf der Insel Man eine monatlich erscheinende Lager-Zeitung, von der uns zwei Nummern vorliegen (vom 18. November und 22. Dezember 1916) mannigfachen Aufschluss. Das kleine mit vier Seiten erscheinende Blättchen (Preis ein Penny, von der Zensur freigegeben, wie ausdrücklich hervorgehoben wird), berichtet über Theater und Konzerte, Sängerfest und Turnfest, Bibliothek und Kriegsgefangenenhilfe, Sport und Unterricht. Das Lager ist in sieben als „Compound“ bezeichnete Gruppen geteilt, deren jede einzelne etwa eine Vorstellung per Woche gibt. Am häufigsten wird Kadelburg gespielt, dann Blumenthal, Schönthan, auch L'Arronge und Halbe.

Erstaunlich vielseitig ist das Schulwesen; es werden nicht nur die verschiedensten Sprachen gelehrt, auch alle Unterrichtsfächer, Zeichnen und Malen, und die Vorbereitung zum Abiturientenexamen und zur Einjährig-Freiwilligen-Prüfung. In einem „Compound“ werden 500 Schüler in 22 verschiedenen Fächern unterrichtet.

Viel liebenswürdiger Humor findet sich in dem literarischen Teil der kleinen Zeitung. In einem „Warum“ betitelten Gedicht fragt der unbekannte Verfasser (alle Beiträge erscheinen ohne Namen):

„Warum ward man, zum Exempel,
aus der Welt eliminiert,
die man doch noch bis vor kurzem
auf das lieblichste geziert? ...

Warum hat man keine Ahnung,
ob noch lang die Sache währt?
Schliesslich ad indefinitum
ist man ungern eingesperrt ...

Wehmütig wirkt der Stimmungsbericht eines der Gefangenen. Er erzählt von der nervösen Unruhe, welche sich der Internierten bemächtigt, wo man doch im Grunde eher das Gegenteil erwarten sollte. Eine allgemeine Unlust an jeder Art Beschäftigung, auch am Lesen, begleitet sie. „Man lungert herum, verliert sich in Nörgeleien und einem nur auf ein paar Themen beschränkten Unterhaltungsstoff. ... Ist unsere Individualität nicht beinahe

untergegangen?“ ... Und der Unbekannte schliesst mit einem ergreifenden Appell, der uns anmutet wie ein Hilferuf: „Immer gebietender wird der Wunsch nach Freiheit, die Sehnsucht nach der Heimat. Eine grosse Hoffnung erfüllt uns: die Hoffnung, dass die Verhandlungen der verschiedenen Regierungen betreffs Austausches von Zivilgefangenen, über die wir in den Zeitungen lesen, zu einem befriedigenden Abschluss kommen. Wir mögen den Grossen dieser Welt belanglos erscheinen in dem gewaltigen Kampfe, der die Völker zerfleischt: aber erstreckt sich nicht auch auf die Kleinen die Liebe des Allerbarmers?“



Japan's wirtschaftliche Stellung.

Von EUGEN LÖWINGER.

Über die politische Machtstellung, die sich Japan während des Weltkrieges erworben hat, besteht nur eine Ansicht. Japan ist zu einem Machtfaktor erster Klasse herangewachsen, so dass es fraglich erscheint, ob sich die Union nicht veranlasst sehen wird, die bestehenden Reibungspunkte mit Japan im Ausgleichswege zu erledigen. Bisher hat man bekanntlich die Meinung verfochten, dass es zwischen diesen beiden Staaten über kurz oder lang zu kriegerischen Verwicklungen kommen wird.*) Der Machtzuschuss, den sich Japan während des Krieges zugelegt hat und die, wie es scheint, rückhaltlose Verständigung mit Russland, verschafft der kaiserlichen Regierung in Tokio ein Ansehen, das auf die Entschlüsse in Washington nicht ohne Einfluss bleiben kann.

An dieser politischen und militärischen Machtstellung Japans hat aber dessen wirtschaftliche Entwicklung ein grosses Teil. Durch die Kriegslieferungen ist Japans Volkswirtschaft soweit gestärkt, dass die Regierung dazu übergehen kann, durch reformatorsche Einwirkungen, insbesondere in der Landwirtschaft, die ungeheure Steuerlast zu mindern, die seit dem japanisch-russischen Kriege auf die Bevölkerung gelegt war.

Es scheint uns angebracht, diese Beurteilungen auf allgemeiner Basis durch einige Ziffern zu erläutern.

Für das Jahr 1916 hat die japanische Regierung selbst an die Industrie ungeheure Aufträge vergeben. Für Rechnung der Militärarsenale allein sind Bestellungen im Betrage von 80,000,000 Yen aufgegeben worden, für die Marinearsenale von

*) Dieser Artikel ist uns schon vor den neuesten Verwicklungen zugegangen.
Die Red.

20,000,000 Yen. Private Munitionswerkstätten sind daran, Aufträge im Betrage von 20,000,000 Yen im laufenden Jahre zu erledigen.

Die russische Regierung hat die japanische Lederindustrie und die Wollwebereien mit Bestellungen im Betrage von 40,000,000 bis 50,000,000 Yen versehen, welche Lieferungen bis Ende 1916 ausgeführt sein müssen. Im laufenden Jahre 1916 hat die japanische Industrie für 170,000,000 Yen Kriegsaufträge erhalten, während im Jahre 1914 diese lediglich 50,000,000 Yen betragen haben. Schlägt man diesen Kriegsaufträgen noch die Bestellungen für private Rechnungen hinzu, so kann man den Auftragsetat der japanischen Industrie auf das Doppelte des angegebenen Betrages, also auf beiläufig 400,000,000 Yen veranschlagen.

Um von dem gegenwärtigen Stand der japanischen Industrie eine Idee zu geben, wird es vielleicht genügen, wenn man darauf hinweist, dass die Zahl der Baumwollspindeln auf über 2,000,000 angewachsen ist. In Amerika und in England liegen Aufträge für die Lieferung von Maschinen für Zwecke der japanischen Baumwollindustrie vor, die erst im Frühjahr 1917 zur Ablieferung gelangen können. Diese Maschinenaufträge beziffern sich auf 3,000,000 Yen. Es ist also jetzt möglich, sich einen Begriff davon zu machen, wie allein die Baumwollindustrie in Japan gegenwärtig bestellt ist und welche berechtigten Erwartungen sie an die Zukunft knüpfen kann. Wie wir bereits gesagt haben, lehnt sich an dieses wirtschaftliche Aufblühen Japans auch die Reform des Steuerwesens, die Entlastung des kleinbäuerlichen Grundbesitzes, die Unterstützung der Arbeiterbevölkerung, die bisher an chronischer Unterernährung zu leiden hatte, die Beendigung der finanziellen Schuldenwirtschaft und schliesslich die Reform einer Reihe der wichtigsten Verbrauchssteuern wie zum Beispiel auf Petroleum, Zucker, Salz, Baumwollgewebe und Fahrkarten. Als Gegengewicht für diese Erleichterungen wird eine strengere Besteuerung der grossen Vermögen beabsichtigt. Die japanische Regierung hat sich also die Besserstellung der Arbeiterschaft, des Bauernstandes und des Mittelstandes als Ziel gesteckt; die finanziellen Mittel, die ihr jetzt zufließen, setzen sie in den Stand, diese Reformpläne auch tatsächlich durchzuführen. Hand in Hand damit geht die Ausgestaltung eines Arbeiterschutzgesetzes, wovon bisher nur rudimentäre Anfänge vorhanden waren.

Wenn keine Rückschläge eintreffen, so ist die Voraussage zulässig, dass sich Japan zu einer Grossmacht ersten Ranges entwickelt.

Aus Büchern und Flugschriften.

Ludo M. Hartmann. *Hundert Jahre italienischer Geschichte* (1815 bis 1915). (Die Grundlagen des modernen Italien.) Georg Müller, München 1916.

Der deutsch-österreichische Verfasser, der unseren Lesern auch als Mitarbeiter dieser Zeitschrift bekannt ist, gehörte sein ganzes Leben hindurch zu jenen Wenigen, welche ihren eigenen Pfad suchen, statt als Mitläufer dem breiten, bequemen Weg der Menge zu folgen. So hat auch dieser Krieg sein Auge nicht getrübt. Der Anstoss zu dem Buch ist offenbar der Wunsch, die Gründe blosszulegen, welche Italien veranlassen konnten, als Mitkämpfer in den Weltkrieg einzutreten, obwohl ihm die Rolle des blossen Zuschauers einen grossen Teil seiner berechtigten Wünsche erfüllt hätte. Hartmann ist durchdrungen von dem Recht jeder Nation auf „ihren eigenen und vollständigen Staat, der nach ihrem Ebenbilde geformt“ ist. Was über dieses Streben hinausgeht, ist seiner festen Überzeugung nach schlecht für einen Staat, sei dies nun Deutschland oder Italien. Daher auch seine ausgesprochene Gegnerschaft gegen jede deutsche Annexionspolitik. Denselben Grundsatz wendet er ohne Schwanken auf Italien an: „Die Einheitsbewegung Italiens, das die ihm in seiner Zersplitterung auferlegten Fesseln zerbrach, ist in den Jahren 1859–60, 1866 und 1870 noch nicht zu ihrem letzten Ziele gelangt. Corsica im Westen, das Trentino im Osten gehören kulturell und national zu Italien . . . Die nationalen Grenzen Italiens im Norden haben sich seit anderthalb Jahrtausenden nicht geändert . . . Die Million Slaven, die seit einem Jahrtausend jene Gegenden (Istrien und Dalmatien) besetzt haben, können nicht verheimlicht, nicht von der Erde vertilgt werden Ihre Angliederung an Italien wäre „ein Danaergeschenk. Die Adria würde trotz des etwaigen Besitzes von Triest infolge des Vordrängens der Slaven an die dalmatische Küste niemals auf die Dauer ein rein italienisches Meer werden.“

Hier beginnt die falsche Politik des italienischen Imperialismus, nach Hartmann eine Folge der Tatsache, dass die Einheit Italiens das Werk einer herrschenden Minorität war, welche mit Hilfe des Auslandes ihr Ziel erreichte. Wäre es nach dem Wunsche Mazzinis gegangen, dann wäre das ganze Volk zum Verständnis seiner hohen Aufgabe erzogen worden und hätte sich selbst erobert, was es so als Gnadengeschenk einer Minorität empfangen musste; es hätte aber auch nicht nach den Gebieten anderer Völker gestrebt.

Die mühsame, äusserlich wenig blendende Aufgabe der Volks-erziehung haben die herrschenden Kreise zurückgestellt, um sich der „glorreicheren“ Eroberungspolitik zuzuwenden. Das wahrhaft nationale Interesse ist dem imperialistischen Expansionstriebe ge-

opfert worden. Mazzinis Gedanken erfahren durch unsere Erlebnisse neue Bekräftigung. Der grosse Demokrat wünschte „keine Vorherrschaft eines Volkes; keine Eroberung, durch welche einer Nation neue Elemente angegliedert würden, die ihre Einheitlichkeit stören, ihre Festigkeit erschüttern könnten; Unverletzlichkeit der Grenzen.“ Wie Seherworte mutet es uns an, wenn Mazzini sagt: „Wenn das Elend Europas ein Ende haben soll, muss der Russe in sein Eis zurückgeschleudert werden, und zwischen ihm und Österreich und Preussen erstehe ein demokratisches Polen. Deutschland allein kann dieses wieder erheben und ist verpflichtet, es zu tun, denn auf dieses fällt die Schmach und der Schaden seines Falls zurück.“ —

Mit liebevoller Anteilnahme lehrt uns Hartmann die geschichtlichen Ereignisse, die zur Einheit führten, aus ihren wirtschaftlichen und historischen Ursachen begreifen. Man würde es begrüßen, wenn überall die Männer der Wissenschaft den Standpunkt des „Feindes“ mit so ehrlicher Objektivität erfassen und darstellen wollten. Und hier handelt es sich nicht um eine weltferne Gelehrtenarbeit; der grössere Teil des Buches ist in der Wiener *Arbeiter-Zeitung* zuerst abgedruckt worden, was den Verfasser ebenso ehrt, wie dieses sozialdemokratische, seinen Ideen treu gebliebene Blatt, das sich dem *Labour Leader* und dem *Avanti* an die Seite stellen darf. — Wir glauben, dass auch der Italiener diese Darstellung mit Interesse und Gewinn lesen kann. S. F.

Erich Everth. *Das innere Deutschland nach dem Kriege.* Diederichs, Jena, 1916.

Wolfgang Heine. *Zu Deutschlands Erneuerung.* Diederichs, Jena, 1916.

Die beiden Schriften bilden gute Proben für den Wert der zeitgemässen Sammlung: Politisches Leben, Schriften zum Ausbau des Volksstaates. Sie bieten die Grundzüge einer Neuorientierung von den Standpunkten des bürgerlichen Freisinns und der sozialdemokratischen Mehrheit. Zusammengehalten, eröffnen sie einen lehrreichen Einblick in den geistigen Kristallisationsprozess, durch welchen diese beiden Gruppen dem Zusammenschlusse in eine machtvolle demokratische Partei entgegenreifen. Allerdings entspricht dieser Annäherung die reinliche Scheidung von der sozial-revolutionären Gruppe, die als Gegengewicht für die feudalen Gelüste einer „Neuorientierung“ im Sinne neuer Fideikommisse und agrarischer Junkerwirtschaft nicht überflüssig sein wird.

Im besondern zeigt Heine, wie die Treue zum Vaterlande mit der Treue zum Sozialismus zu vereinigen ist, dessen Vertreter übrigens, da sie auch bei gerechter Wahlordnung kaum mehr als ein Drittel der Reichstagssitze erlangen können, ohne die Allianz mit der bürgerlichen Demokratie die freiheitliche Zukunft des deutschen Volkes der Übermacht der Gegenparteien ausliefern würden.

Der bürgerliche Demokrat Everth betont mit gleichem Nachdruck die Neuorientierung nach links, im Sinne gerechter

Wahlordnung und nach rechts im Sinne des Festhaltens an der bewährten Disziplin in Armee und Beamtenschaft, bei vollster Einsicht in die Notwendigkeit der monarchischen Spitze für das bedrohte Deutschland. Die Vereinigung der Ideale von Weimar und Potsdam erscheint ihm als das Ziel der deutschen Zukunft.

S. F.

Dr. Max Müller. *Frankreich im Kriege.* Orell Füssli, Zürich, 1916.

G. W. Eberlein. *Deutschland im Kriege.* Orell Füssli, Zürich, 1916.

Karl Larsen. *Arbeit — Dienst.* Aus dem Dänischen übersetzt. Verlag Erich Reiss. Berlin, 1916.

Fredrik Böök. *Im französischen Kampfgebiet.* Aus dem Schwedischen übersetzt von Fr. Stieve. Mittler & Sohn, Berlin, 1916.

Wenn irgend etwas geeignet ist, dem Neutralen eine höhere geistige Einstellung zu den bewegten Ereignissen des Tages zu geben, so ist es die Vergleichung solcher Kriegsberichte, wie sie in diesen Büchern geboten werden. Wohl handelt es sich hier um die Darstellung des erbitterten Kampfes zweier edler Nationen, doch was den Autoren die Feder führt, ist nicht der Hass, der wohl das Auge schärfen kann, aber das Bild des Gesehenen trübt, sondern die Liebe, die wie Saladins Wunderlampe verschlossene Tore öffnet.

Dr. Max Müller ist Korrespondent der *Neuen Zürcher Zeitung* in Frankreich. Er nennt sich im Vorwort einen Zeugen, der wieder gibt, was er mit offenen Sinnen und erklärter Sympathie für Land und Leute gesehen und miterlebt hat. Man bekommt aus seinen Berichten ein vielseitiges, wenn auch naturgemäss journalistisch gehaltenes Bild von dem Leben an und hinter der Front, von den ersten Kriegswochen in Paris und der Provinz, von dem künstlerischen und wirtschaftlichen Leben Frankreichs während der Kriegszeit. Schöne Illustrationen nach Steinlen, L. C. Breslau, Sandoz beleben den Text.

Derselbe Geist der Sympathie für das dargestellte Volk waltet in Eberleins schönem Buche. „Deutschland im Kriege“ ist ein reich illustrierter Band von fast 400 Seiten. Der Grundton ist Bewunderung; die Kritik hat in diesen Schilderungen einen geringen Spielraum. Aber man erfährt unendlich viele Tatsachen, interessante Einzelbilder der deutschen Organisation an allen Fronten, aus allen Teilen des Hinterlandes und dazu Gespräche mit allen Klassen der Bevölkerung. Man kennt wirklich Deutschland im Kriege, wenn man dieses Buch gelesen hat.

Eine kürzere Orientierung gewährt das glänzend geschriebene Buch des dänischen Professors Karl Larsen (ursprünglich im *Politiken* erschienen). Auch Larsen steht unter dem tiefen Eindrucke deutscher Tüchtigkeit und der Überwindung von „Unmöglichkeiten“ durch peinlich gewissenhafte Pflichterfüllung. Mit schmerzlicher Bewegung sieht er die Verheerungen in den besetzten Gebieten Frankreichs und Galiziens, mit offenem Auge die Wesensverschiedenheit zwischen Deutschen und Österreichern; diesen fühlt er die Neigung zu humoristischer Selbstkritik mit feinem Humor nach.

Ähnliches bietet der dänische Schriftsteller Böök für Frankreich: einen mit Geist und Anmut geschriebenen Bericht über eine Studienreise an die französische Front (ursprünglich im *Svenska Dagbladet* erschienen). Auch schmerzliche Eindrücke werden nicht verschleiert. Daneben gibt es hübsche, kleine Erlebnisse. Ein Kind, mit dem der Bruder seinen Apfel teilen soll, ruft voll Appetit und Aufregung: „Aber gerecht teilen, so dass ich am meisten bekomme!“ ... Einer von den schwedischen Mitreisenden markiert frankophile Begeisterung durch eine Bemerkung über die „widerlichen Banditenphysiognomien“ der deutschen Gefangenen. Am nächsten Tage hört der Erzähler, wie eine junge Französin, auf jenen Schweden und seine Gesellschaft hinweisend, ihrer Freundin vertraulich bemerkt: „A vrai dire, ils ont tous l'air un peu boche.“

F. R.

Organisation centrale pour une Paix durable Recueil des Rapports sur les différents points du programme-minimum. M. Nijhoff, Haag, 1916.

Dr. Jakob ter Meulen. *Der Gedanke der internationalen Organisation in seiner Entwicklung (1300—1800).* M. Nijhoff, Haag, 1917.

Dr. Joseph Müller. *Die Haager Konvention vom 18. Oktober 1907 über das Vermittlungsrecht neutraler Staaten und die Frage der päpstlichen Vermittlung.* Freiburg, 1916.

Der grosse Krieg hat in der ganzen Welt die Sehnsucht nach einem grossen Frieden verbreitet, gegründet auf organische Einrichtungen zur Schlichtung der Völkerstreitigkeiten auf friedlichem Wege. Schon haben sich verantwortliche Staatslenker von England, Deutschland und Amerika mit einer solchen Organisation einverstanden erklärt. Gleichzeitig hat sich die Intensität der pazifistischen Gedankenarbeit erhöht. Die vorliegenden Arbeiten gehören zu den neuesten Beiträgen auf diesem Gebiete.

Die erstgenannte Publikation vereinigt in zwei Bänden von je 360 Seiten die Gutachten hervorragender Pazifisten über die neun Punkte des Haager Minimalprogramms für einen dauerhaften Frieden. Kurz zusammengefasst, lauten sie: Annexion nur mit Willen der Bevölkerung; Schutz der Nationalitäten; allgemeiner Freihandel resp. Meistbegünstigung; periodische Haager Friedenskonferenzen; ständiges Haager Schiedsgericht und Einigungsamt; gemeinsamer Schutz aller Staaten gegen Friedensstörer; Abrüstung; Meeresfreiheit; parlamentarische Kontrolle. Unter den Bearbeitern möchten wir hervorheben Bernstein, Roden Buxton, Chadwick, Fried, Forel, Giesswein, Hobson, Lambert, Lange, Lammassch, Otlet, Rignano, Walter Schücking, Wicksell.

Ter Meulen bietet auf vierhundert Seiten eine quellenmässige Vorgeschichte des modernen Pazifismus. In drei Abschnitten werden seine elementaren Triebkräfte, 29 allmählich hervorgetretene Friedensprojekte und die systematische Zusammenfassung der Ergebnisse bis zur Wende des 18. Jahrhunderts dargestellt. Das Werk ist eine wahre Fundgrube von interessanten Aussprüchen der Friedensfreunde aus vergangenen Jahrhunderten. Beispielsweise aus Philo zur Zeit Christi: Das ganze Meer wird

mit völliger Sicherheit von Handelsschiffen durchkreuzt, weil alle Völker sich nach gegenseitiger Ergänzung sehnen und mit dem Überfluss des einen dem Mangel des andern zu Hilfe kommen. Denn der Neid hat noch nie den ganzen Erdkreis oder grosse Teile desselbe ergriffen ...

Dr. Joseph Müller erörtert in einem knappen Vortrage den Begriff der völkerrechtlichen Vermittlung, die einschlägigen Bestimmungen der Haager Konvention und den Beruf des Papsttums zu permanenter Vermittlung zwischen den Völkern. Nach seinem Vorschlage soll in der Schweiz zur Förderung dieses völkerrechtlichen und sozialpolitischen Berufes ein Zentralfureau gegründet werden. Die Schrift enthält interessante, allerdings nicht immer ermutigende Mitteilungen über die bisherigen Versuche päpstlicher Vermittlung. S. F.

Dr. Alfred Vierkandt. *Machtverhältnisse und Machtmoral* (Veröffentlichungen der Kantgesellschaft). Reuther & Reichard, Berlin.

Wir erkennen in diesen Erwägungen die Machtlust der einen und den Gehorsam der Vielen als gemeinsamen Widerstand gegen neue Einstellung. Wir sehen aber auch, wie der Weg vom Staat als Höchstzweck zurückweist zur Persönlichkeit mit ihren Eigenwerten. Und Vierkandt verkündet die Möglichkeit einer Gemeinsamkeit zwischen den bisher nur auf Selbsterhaltung und Machterweiterung gestellten Staaten. Eine Gemeinsamkeit, herbeigeführt durch die gleichzeitige Unterordnung, durch die Mitarbeit an einem gemeinsamen idealen Zweck.

Es gilt, die Macht zu „weihen“, statt sich von ihr abzuwenden, sie idealen Aufgaben dienstbar zu machen und an Stelle der naturalistischen, selbsterhaltenden eine idealistische Machtmoral zu schaffen. Es sind das Wegweiser, die dem geistigen Glaubensbedürfnis unserer Tage bedeutsam entgegenkommen. F. B-n.

Gustave Dupin. *La guerre infernale*. Verlag des *demain*, Genf.

Der Verfasser hat den Manen seines gefallenen Sohnes dieses Denkmal gesetzt, dessen Inhalt dem Hass gegen den Krieg reichen und leidenschaftlichen Ausdruck gibt. Sein erstes, zweites, drittes Kapitel sind Warnungen vor Einseitigkeit, das ganze Buch ist „allen Brüdern in ganz Europa“ gewidmet. Kein Volk hat den Krieg gewollt, er ist ein Werk des Satans, und Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, den teuflischen Mechanismus blosszulegen, durch welchen Wissenschaft und Presse, Diplomatie und Demagogie auf die arme Menschenseele einwirken, trotz aller Mühen des Papstes, der nicht einmal seine eigenen Priester und Journalisten von der Kriegshetze zurückhalten kann. Dupin hat Geschehnisse und Aussprüche aus allen Zeiten mit eigenen Reflexionen zu einem wahren Arsenal von Waffen für Kriegshasser verbunden und schliesst mit einem warmen Nachruf für Jaurès, den ersten Märtyrer des Kampfes gegen den Krieg. F. B-n.

Willibald Krain. *Krieg.* 7 Blätter allen Völkern gewidmet. Art. Inst. Orell Füssli, Zürich.

Wir zählen diese Mappe zu den beachtenswertesten künstlerischen Äusserungen der Zeit. Es wird da das ganze Grausen des kriegerischen Geschehens mit den mutigen Augen eines Dichters gesehen und mit könnendem Stift die erstaunlichste Satire gezeichnet, die je dem Krieg gegolten hat.

Wenn das letzte Blatt „Sieg“ mit dem in ein Meer von Blut getauchten Schwert noch an gebrauchte Wortbilder erinnert, so tritt uns aus dem ersten Blatt, „Die Kabinette“ ein Orchester von schauerlich allegorischer Wirkung entgegen. Finstere Türme ragen da die Kabinette über eine beschattete, der Arbeit zudrängende Menge. Wirre Funkenlinien entstürmen unheimlich glühenden Fensterhöhlen, sie mengen und überkreuzen sich und werfen ihr unheilvolles Netz. Das Titelbild zeigt den Krieg selbst als vorzeitliches blutrünstiges Halbtier, eine Art teuflischer Zentaur mit plumpen umzotteten Hufen. „Die Gerüchte“ flattern als dunkle Fledermäuse um die schlafenden Häuser. „Das Gebet um Sieg“ zeigt uns die Menge zu Füssen des Erlösers, dessen Oberkörper und Antlitz eine Wolke überdeckt. An ihrer Stelle grüsst ein grinsender Dämon und reckt die übermächtigen Arme.

Das vierte Blatt bildet koloristisch den Höhepunkt. Es nennt sich „Blutrausch“ und zeigt, in dampfendes Rot getaucht, das Bild eines Panthers. Das fünfte Bild, „Die Tränen“, versinnlicht die Qual des Weibes im Kriege durch einen Wald von Kreuzen mit gekreuzigten Märtyrerinnen. „Die Fahnen“, sind beflaggte Strassen, an deren Fahnenstangen Menschenleiber bammeln.

Eine überaus eindrucksvolle Symbolik zeichnet diese Blätter aus. Ihre Wucht wird bei Krain durch ein zeichnerisches Können und seinen Sinn für Farbe ins Ungemessene gesteigert. Und die Blätter sprechen für sich allein, das Begleitwort kann nur stören. Und es wäre zu wünschen, dass diese Blätter billige Verbreitung finden. Sie sollten von jeder Wand zu uns sprechen und uns gemahnen. Der internationalen Absicht des Künstlers käme eine mehrsprachige Betitelung der Blätter entgegen.

F. B-n.

Eleonore Katkowska. *Der Rauch des Opfers.* Diederichs. Jena 1916.

In diesem Krieg, in dem jeder jeden anklagt, klagt auch die Frau den Mann an. Als gäbe es eine Schuld, deren wir nicht alle teilhaftig wären. In solcher Überwälzung von Schuld bekundet sich ein sittliches Versagen. Das Bejahende darin ist aber die Erkenntnis einer Schuld überhaupt, sowie die entschiedene Abkehr vom Kriege.

Auch in Katkowska's Poesien hat sich ein solcher Anklageton verirrt, doch es überwiegen weitaus die Motive von Schmerz und Mitgefühl. Die Dichtungen, gross an Zahl, sind nicht gleichwertig und vielfach finden sich formale Mängel, die leicht vermeidbar waren, denn die meisten Gedichte sind von wirklichem Erleben

und Reichtum des Ausdrucks übervoll. Die Dichterin hat den Schmerz belauscht und liebevoll in Worte gefangen:

„Ihre Augen sind aufgerissene Strassen
Grundlos und in ewiges Dunkel getaucht,
Als ob Sonne und Mond ihrer ewig vergassen
Und nur Schnee und Nebel in ihnen geraucht.“

Sie fühlt und schildert die Trennung:

„Seine liebe Wärme
Füllt das Haus nicht mehr,
Es sind alle Stuben
Kalt und leer.“

Und das bange Warten, das schreckhafte Hineinhorchen in des fürchterlichen Schicksals Werkstatt findet Ausdruck. Teils auch mit dürstender Wendung.

Und sie schweigt. Denn sie kann von den Dingen nicht reden
Wie früher. Zeitlos die Zeit verrinnt
Das Gestern — ein Haus mit geschlossenen Läden.
Das Morgen — ein Wort. Und doch leise spinnt
Sie das Graugarn des Grams. Es sind neue Fäden
Zu ihrem Kind.

Und auch das bisschen Glück, das auf diesem Beet der Schmerzen wachsen kann, erblüht uns in den Versen:

„Ach, dass du wieder da bist!“

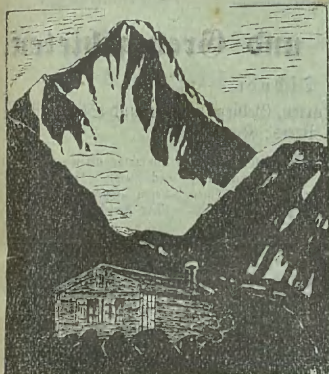
F. B-n.

Siegfried Walter Fischer. *Pierrots Kriegsmasken und Gesichte.*
Wien-Leipzig 1917. Anzengruberverlag.

Der bekannte Umstand, dass die an der Front Kämpfenden der verschiedenen Völker weder die Hassgefühle noch die Hassgesänge derer hinter der Front aufbringen, bewahrheitet sich bei dem Wiener Dichter-Soldaten Fischer, der jetzt in Russland kriegsgefangen lebt, aufs neue. Schon seine Novellen „Die den Fluch Liliths tragen“ (1913) zeigten seine dichterische Begabung in hellem Licht und in der vorliegenden Kriegsdichtungsreihe hält sie ihr Versprechen. Visionär, symbolisch, schemenhaft einerseits, gewaltig, glühend, machtvoll, packend, hinreissend andererseits sind diese Meisterschöpfungen. Hier mischt sich Zartes mit Starkem, Kraftvolles mit Duftigem, entsetzliches Kriegsbrausen mit menschlicher Hoffnungsfreudigkeit zu einem ergreifenden, erschütternden Ganzen, das mit seinen poetischen Gesprächen (zwischen dem Pierrot lunaire und dem Pierrot errant), Betrachtungen und Einzelgedichten turmhoch über dem Durchschnitt der sogen. Kriegsliteratur steht. Ich beschränke mich auf diese wenigen Zeilen und hoffe, dass recht viele Leser nach dem Büchlein greifen werden, das sich auch noch durch Kürze (50 S.) auszeichnet.

L. K.

Für Bergfreunde.



Ihr Berge

Neu!

Von Hans Morgenthaler.

Mit Illustrationen vom Verfasser.

Preis: Broschiert 2 Fr. — Geb. in Leinwand 3 Fr.

Das Ganze ist eine Sammlung prächtiger Skizzen und Stimmungsbilder aus den Alpen, die der Verfasser durch eigene Federzeichnungen von echt künstlerischem Charakter recht wirksam zu bereichern gewußt hat. Das von begeisterter Liebe zur Bergwelt erfüllte Büchlein, das nicht mit Unrecht als das „Gebetbuch des Alpenwanderers“ bezeichnet worden ist, wird bei allen Naturfreunden gute Aufnahme finden.

(Zürcher Tages-Anzeiger.)

Ratgeber für Bergsteiger

Neu!

Herausgegeben von der Sektion „Uto“
des S. A. C.

Mit Beiträgen von:

F. Becker, C. Erb, J. Frisch, A. Heim,
W. Keller, H. König, G. Kruck, A. de Quervain,
F. Rütgers, C. Schröter, L. Wehrli.

In zwei Bänden:

Erster Band

Mit 11 Figuren und 2 Tafeln in Lichtdruck
Preis: Brosch. Fr. 4.50, in Pappband 5 Fr.

Zweiter Band

Mit 33 Abbildungen

Preis: Brosch. Fr. 2.50, in Pappband 3 Fr.

Jeder Band ist einzeln käuflich.



Alles, was der Bergtourist und der mutige Kletterer wissen muß, findet er in diesen Büchern. Das ist ein Werk, das bisher noch gefehlt hat. Es ist ein Führer, unentbehrlich für den, der sich nicht blindlings dem weißen Tode in die Arme stürzen will, ein wohlnehmender Ratgeber in des Wortes schönster Bedeutung, der allen Bergfreunden warm empfohlen werden darf. Das sei hier ohne alle Übertreibung gesagt.

(Appenzeller Anzeiger, Heiden.)

Neu!

Auf fremden Bergpfaden

Von Professor Dr. C. Täuber.

Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen. — Preis: Broschiert 10 Fr.
Gebunden in Leinwand 12 Fr.

Auch in diesem neuen, stattlichen Band bietet Prof. Dr. C. Täuber viele vortreffliche, an Anregung und Belehrung reiche Schilderungen. Da dem Verfasser das liebenswürdige Talent eigen ist, allerorts mit den fremden Menschen in leutseligen Verkehr zu treten, so werden wir vorwiegend nicht nur mit dem Land, sondern auch mit dessen Leuten vertraut und gewinnen interessante Einblicke in viele persönliche Verhältnisse. Eine stattliche Zahl von gut reproduzierten Bildern, vorwiegend nach Prof. Dr. Täubers eigenen Aufnahmen, begleiten und veranschaulichen den Text aufs Glücklichste und erhöhen den Wert dieses Buches, das vor allem unter den Fremden der Bergwelt zahlreiche Leser zu finden verdient.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Sport und Reise.

Ischudis Tourist in der Schweiz und Grenzgebieten.

Neu!

Reisetaschenbuch von Ivan von Ischudi.

35. Auflage. Neu bearbeitet von Prof. Dr. C. Täuber. Mit vielen Karten, Gebirgsprofilen und Stadtplänen.

1. Band: Nordschweiz und Westschweiz. — Preis: Kart. 4 Fr.

Das diesen Führer auszeichnet, das sind die vielen trefflichen Karten, Stadtpläne, Panoramen von bekannten Aussichtspunkten aus. Es ist keine Lebenswürdigkeit, auf die nicht aufmerksam gemacht wäre, kein Aussichtspunkt, Schloss, denkwürdige geschichtliche Stätte, die nicht genannt wären. Mit dem Ischudi und einem geistigen Portemonnaie in der Tasche reist man mit einem sicheren Führer, der einen nie im Stiche läßt. Dieser Reiseführer sei Allen empfohlen, die Wandertlust verspüren. (Der Freisinnige, Basel.)

Aus Rätians Natur und Alpenwelt

Neu!

Von Dr. Chr. Tarnuzzer. — Mit Federzeichnungen von Ch. Comradin.

Brotschirt 6 Fr., in Pappband 7 Fr.

Es ist eine prächtige Gabe, die der Verleger seiner engeren Heimat, der stolzerben Mutter Rätia, als dankbarer Sohn und begeisterter Freund des rätischen Alpenlandes zu Füßen legt. Hier liegen 80 in sich abgeschlossene Bilder und 3. 2. sehr eingeübte Wanderstudien aus den verschiedensten bündnerischen Landschaften vor, die ein schweizerischer Naturforscher mit dem Auge des Malers gesehen und mit der Feder des Dichters zu schildern verstanden hat. — Ein gewaltvolles Buch, das eine kostbare Bereicherung der Bündner Literatur bildet. Ein Werk, das jedem Naturfreund hohe Freude bereiten muß.

Aus den Tessiner Bergen

Von Professor Dr. C. Täuber.

Mit 81 Illustrationen. Broschirt Fr. 3.50, geb. 4 Fr.

Wer selber schon die Tessiner Berge und Täler durchkreuzt hat, der bedarf keiner Empfehlung; er besucht sie von selber wieder. Ihm wieh Täubers Buch mancher liebe Erinnerung wecken. Wer noch nie dort war, dem möchten wir das Büchlein vollends warm empfehlen. Wenn ein solcher Leser, den Anweisungen des Verfassers folgend, auch einmal das ernsthafte Land durchkreuzt, so wird er landschaftliche Genüsse der feinsten Art kennen lernen und um die Anschauung eines ganz eigenartigen Stiles Alpenland bereichert, nach dem Norden des Gotthard zurückkehren.

(Basler Nachrichten, Basel.)

Streifzüge im Kaukasus und in Hocharmenien.

Von Paul Willi Bierbaum.

M. 3 Karten und 55 Illustrationen — Broschirt 5 Fr., in Leinwand gebunden 6 Fr.

Obwohl die ganze Studienreise nur zehn Wochen gedauert hat, bietet das Buch doch überraschend viel — es haben aber auch viele und tüchtige Leute daran teilgenommen — und gewährt überaus feine, geographische Einblicke und Überblicke. Dabei ist es so glücklich geschrieben, und mit so sauberen und rüstigen Bildern ausgestattet, daß es eine Wonne ist, die Fahrt zu verfolgen.

(Mitteilungen über Jugendschriften, Basel.)

Natur- und Kulturbilder aus den Kaukasusländern und Hocharmenien

Von Professor Dr. M. Rikli. — Mit 61 Tafeln auf Kunstdruckpapier, enthaltend 3 Karten und 95 Abbildungen, zumeist nach Originalaufnahmen von Expeditionsmitgliedern.

Broschirt 10 Fr. — Gebunden in Leinwand 12 Fr.

Das dieses Buch besonders auszeichnet, ist seine Vielseitigkeit. Hier wird zum ersten Mal in Form einer Reihe abgerundeter Bilder ein vorzüglicher Einblick in die Arbeiten der Expedition gegeben und über Länder in fast erschöpfender Weise orientiert, über die in deutscher Sprache die Literatur immer noch recht dürftig ist. (R. A.)

Vom Mittelmeer zum Nordrand der Sahara

Von Professor Dr. M. Rikli und Professor Dr. C. Schröter. — Mit 25 Tafeln.

Broschirt 4 Fr. — Gebunden in Leinwand 5 Fr.

Das Buch bringt außerordentlich viel Interessantes. Es ist mit 25 wunderbar schönen Tafeln geschmückt und darf, auch deshalb ein weiches Dorado für den Naturfreund bezeichnet werden. Der Text enthält ebenfalls gute Bilder. (Der Samariter, Burgdorf.)

An den Toren zum Balkan

Eine Reise an den Balkangrenzen

von Hanns Wirthalm. — Preis 2 Fr.

Der Verfasser erweist sich als scharfer Beobachter in den von ihm bereisten Gebieten, und er gibt seine Eindrücke in anschaulicher Weise wieder. Das Werkchen ist in einfacher, klarer Sprache geschrieben. Die beigegebenen Abbildungen, zum Teil Originalaufnahmen des Verfassers ergänzen in vorzüglicher Weise das geschriebene Wort. (R. A.)

Verlag: Art. Institut Drell Füßli, Zürich.

Was unsere Heimat erzählt.

Dr. Conrad Escher:

Chronik der Gemeinden Ober- und Unterstrass

Mit 90 Illustrationen und 1 farbigem Titelbild.

In Leinwand gebunden 8 Fr.

Chronik der ehem. Gemeinden Wiedikon und Auferföhl

Mit zahlreichen Abbildungen.

Brochüriert Fr. 3.60. — In Lwd. geb. 5 Fr.

Die ganze Darstellung dieser Chroniken ist anschaulich, belehrend und unterhaltend zugleich; sie bilden einen wertvollen Beitrag zur Heimatkunde. Wo die Chroniken Einfuhr hatten, werden sie Interesse und Freude wecken. (Heimatstift, Bümpliz.)

G. Strieler:

Geschichte der Herrschaft Gränigen

Brochüriert 8 Fr., in Ganzleinen gebunden 10 Fr.

Dieses Buch umfasst die 16 Gemeinden Bäretswil, Bubikon, Dürnten, Egg, Rüschental, Gossau, Gränigen, Himol, Hombrechtikon, Mönchaltori, Deiwil, Müti, Seegraben, Stäfa, Wald und Wegikon, und wird in diesen Gegenden als Weihnachtsgeschenk sehr willkommen sein.

Zur Geschichte der Gemeinde Dürnten

In Leinwand gebunden 5 Fr.

Ein reizendes Büchlein mit reichem Text und vielen Bildern unserer engsten Heimat liegt vor uns, das in Sonderheit den Bürgern und Einwohnern der Gemeinde Dürnten große Freude bereiten wird. (Der Freisinnige, Regikon.)

Die Bündner Glocken

Eine kulturhistorische Studie aus Bünden von Christian Caminada, Trunz.

Mit drei Federzeichnungen und vier photographischen Aufnahmen, in Leinwand gebunden 3 Fr. Eine warme, herzinnige Sonntagsfreude hat mir das Lesen dieses Büchleins gebracht. In ausgereicherter Weise verbindet der Verfasser geschichtliche Darstellung mit dem unwiderstehlichen Zauber der Volkspoesie, wie sie das tiefe und fromme Gemüt der Bündner um ihre Glocken geschlungen. (Aust. Schweiz. Familien-Wochenchrift, Basel.)



Die Meisterfänger von Zürich Neu!

Von Max Fehr. — Mit begleitenden Federzeichnungen von W. F. Burger.

Preis brochüriert 2 Fr. — In Pappband Fr. 2.80.

Max Fehr bietet hier einen Auschnitt aus dem gesellschaftlichen Leben Zürichs, der in mehrfacher Hinsicht reizvoll ist. Der selbständige Bürger-Maler W. F. Burger hat zehn Federzeichnungen beigezeichnet, die aufs Intime in den Text eindringen und gleichwohl den erfreulichen Eindruck selbständiger kleiner Kunstwerke machen. Überall, wo die Liebe zu Zürichs Vergangenheit wach ist, wird dieses schöne Büchlein viel Sympathien finden.

Prof. Dr. Gustav Hegi, München:

Aus den Schweizer Landen

Naturhistorisch-geographische Plaudereien. Mit 32 Illustrationen. Brochüriert Fr. 2.50, in Lwd. geb. 3 Fr.

Inhalt: Der Schweizerische Nationalpark. Was uns die Eben erzählen. Zerfall und Erhaltung der Aletschergruppe. Die Samnaunstraße. Unsere Blumkunde. Aus dem Volksleben des obersten Kaspales. Hochmoosferntournee im Mtor. Aus dem Veldvorpark Zürich. Zur Eingliederung des Steinbofes.

Selten ist mit eine Schrift in die Hände gelangt, die so ersichtlich wirkte wie das Büchlein von G. Hegi, das treffliche Naturgeschreibungen aus den schweizerischen Landen enthält. Es sind sorgfältig durchgeführte Bilder, deren feine Ausarbeitung als musterhaft bezeichnet werden darf. (N. Z.)

Die Naturschutzbewegung und der Schweizerische Nationalpark

Mit 18 Illustrationen. Fr. 1.50.

Ein Buch, welches in klarer Weise Aufschluss gibt über den gegenwärtigen Stand der Naturschutzbewegungen, und das zugleich nützliche Aufschlüsse über den Schweizerischen Nationalpark gibt. Die zahlreichen Bilder führen uns diesen Nationalpark vor Augen und sind ein schöner Schmuck des Buches. (N. Z.)

Alt-Zürcher Bilderbuch

Text von Olga Amberger.

Elegant brochü. Fr. 3.60, vornehm gebunden 5 Fr.

Eine Anzahl alter Stadtbilder aus Zürich, umrandet von in anspruchsvollem Ton gehaltenen Begleitworten. „In ihnen möchte ein kleiner Teil Stadtgeschichte aufleben, damit wir ihren Reiz und ihre Schönheit empfinden, nicht anders, als flüchten wir in ein tiefes Angestrich“, so sagt die Verfasserin im Vorwort. Das Quartett wird allen, die das alte Zürich lieben, Freude bereiten. (Schweiz. Zeitung, Zürich.)

Aus der Heimat Flur

Bilder aus unserer Vogelwelt von Albert Graj.

Mit sieben Federzeichnungen von Hugo Wiendtsch.

Brochüriert Fr. 2.40, in Leinwand gebunden 3 Fr.

Ein feinsinniger Naturbeobachter und kundiger Ornithologe hat mit diesem Buch allen jenen, die auf ihren Wanderungen in des Waldes Einsamkeit den melodischen Lauten aus kleiner Kühle lauschen, ein Geschenk gemacht und wir wünschen, dass es überall dankbaren Herzens angenommen wird. (N. Z.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bücher aus dem Schweizerland.

Aus Zürichs Vergangenheit Rückblicke und Schilderungen

Erstes Bändchen ist vergriffen.

Zweites Bändchen mit 4 Illustrationen,
in antikem Einband Fr. 3.60.

Das Bändchen führt uns in liebenswürdigste und gar nicht bekannte Weise ins alte Zürich durch Bild und Wort. Das Bändchen hat Höflichkeit und ist mit grobem Verstand und liebevollem Eingehen auf die Vergangenheit geschrieben. Wir wissen nicht daran, das „das alte Zürich“ viele Freunde findet. (Freudenblatt, Zürich.)

Drittes Bändchen mit 19 Illustrationen,
in antikem Einband Fr. 3.60.

Ein jeder Freund des alten Zürich wird seine helle Freude an diesem Bändchen haben, und doch keine drei Autoren nicht nur von einer wohlthuend mitleidigen Liebe für ihre Vaterstadt befeuert, sondern auch an tiefstehendem Wissen so reich, daß sie wohlhabend aus dem Vollen schöpfen, überaus lebhaft von der zürcherischen Vergangenheit zu erzählen imstande sind. (Z. B.)

Das Fraumünster in Zürich

Von Pfarrer R. Steurmair.

Mit 13 Abbildungen. Gebunden in Leinwand 4 Fr.

Knapp Darstellung und seltene, vollständige Schreibweise sind die Vorzüge des Buches, das namentlich in Zürich selbst aufmerksame Leser finden wird. Besondere Erwähnung verdienen auch die interessanten Illustrationen. (Berner Tagblatt, Bern.)

Aus der alten Neumünster- gemeinde

Von Emil Neppi

Mit 25 Illustrationen nach
photographischen Aufnahmen von Willy Neppi.

In antikem Einband Fr. 2.40.

Mit heller Freude und oftmals Tränen in den Augen las ich den wahren und tief empfundenen Inhalt. Der Verfasser führt uns in unsere Jugendjahre und in die seltsame, sonnige Jugendzeit zurück, er hat es verstanden, wie selten jemand, so wieder lebendig vor unsere Augen erheben zu lassen und uns in der Erinnerung noch einmal recht herzlich daran zu erfreuen. (Z. B.)

Bilder aus Alt-Zürich

Von Emil Bollmann — Begleitet von Olga
Amberger. — Vornehm gebunden 8 Fr.

Nicht an Erinnerungen sind die Alt-Zürcher Straßen und Plätze, zu denen uns der herrliche Künstler geleitet. Jedes der sechzehn Bilder zeigt von einem solchen Gehaltungsreichtum und Stimmungszusammenhang, daß wir auch ohne den historischen Hintergrund, den die Einführung hübsch erläutert, genossen würden. (Zeitschrift für Bücherfreunde.)

Albert Heer: Die Kriegsslotte auf dem Zürichsee

Mit 23 Abbildungen. — In Pappeband 2 Fr.

Eine Kriegsslotte auf dem Zürichsee! Wahrscheinlich über vier Jahrhunderte lang hat sie bestanden, war sie der Stolz gar manches tapfern Kriegers. In lebendiger Schilderung geht der Verfasser der Entwicklung dieser Miniaturslotte nach, macht ihre Ruhmestage namhaft und reproduziert nach alten Quellen über 20 anschauliche Bilder. Das kleine Büchlein wird darum weit über die Kreise der Fachgelehrten hinaus willkommen geheißen werden. (Berner Tagblatt, Bern.)

Das Heldentum des Wildhans von Breitenlandenbergs

Mit 12 Abbildungen. — In Pappeband Fr. 1.50.

Der Verfasser hat die Aufgabe wie auch die höchsten Ehren, über den Nobis von Greifensee hin durchzugehen und uns ein gutes und leicht lesbares Werklein über die traurige Begebenheit geschenkt. Auch die Bilder aus den Chroniken von Diebold Schilling und Edlisch sind sehr wertvolle und interessante Beigaben. Das Büchlein kann bestens empfohlen werden. (Das Volkstuch.)

Spiellente im alten Zürich

Von Dr. Max Fehr. — Mit vielen Abbildungen,
in farbigem Umschlag. — In Pappeband Fr. 3.60.

Über die „Spiellente im alten Zürich“ hat Dr. Max Fehr ein Buch geschrieben, dem ich an innerer und äußerer Gediegenheit nichts verweigere an die Seite zu stellen wüßte. Der Verfasser hat sichtlich nach strengen historischen Methoden gearbeitet, und doch ist nichts von trockenem Gelehrtentum in sein Werk hineingekommen, ja, einzelne Teile lesen sich wie spannende Partien einer Novelle. (Die Schuttern, Bern.)

Unsere Heimat

Der Schule und dem Volk des Kantons Zürich
gewidmet von Gottlieb Binder
und Albert Heer.

Mit 61 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Hübsch gebunden in Leinwand, Preis 3 Fr.

Man könnte wohl leicht neidisch werden auf die heutige Schulschule, die solche Bücher zum Anschauungsunterricht bekommt! Die beiden Verfasser würden ganz im Sinne des modernen Unterrichts. In kurzen, seltlichen Aufsätzen folgen sich Bilder auf Bilder. Dazu ist das Buch mit über sechzig Abbildungen aus allen Gebieten des menschlichen Strebens und Schaffens sehr hübsch geschmückt und die wohlgeordneten Bilder bringen manch Interessantes, Neues über auch Vergessenes wieder zu Tode, so daß das ganze Büchlein nicht nur für altliche Schüler, sondern auch für Große von erhellendem Nutzen sein kann. (Der Bund, Bern.)

Alte Nester

Von Gottlieb Binder.

Drei Bände in Leinwand gebunden. Mit vielen Federzeichnungen.

1. Band: Greys, Murten, Solothurn,
Bremgarten, Schaffhausen, Werdenberg.
4 Fr.

2. Band: Wil (St. Gallen), Lugano, St.
Urquane, Venzburg, Stein a. Rh., Regens-
berg. 4 Fr.

3. Band: Sempach, Viesal, Kaiserstuhl,
Sitten, Bernmünster. Fr. 3.50.

Nebst Stadtbild ist auch einzeln, in farbigem Umschlag
beschriftet, zum Preise von 50 No. pro Bändchen erhältlich.

Reizend geschrieben, mit hübschen Federzeichnungen geschmückt,
stellen sich diese Bändchen als liebe, heimelige Gefährten dar, die
jeder Freund des Urwüchsigen und Echten schätzen wird und des-
halb sein Eigen nennen möchte. (Berner Schulblatt, Bern.)

Die Internationale Rundschau

erscheint in deutscher und englischer Sprache
1–2 mal monatlich.

Inhalt des 2. Jahrganges.

Heft 13 (15. Oktober).

Rosa Mayreder: Kriegssphrasen. — Lehren der Geschichte. — A. Mi-Baschan: Die Judenfrage vor der kommenden Friedenskonferenz. — Enrico Catellani: Die Eigenart des Völkerrechts. — Der Kriegsgebrauch in alten Zeiten. — In eigener Sache. — Das baltische Problem. — Alles schon dagewesen. — Zeitschriftenschau.

Heft 14 (15. November).

B. de Jong von Beek en Donk: Der neunte November. — Georg Brandes: Farbenblinde Neutralität. — Ed. Platzhoff-Lejeune: Auch ein Martyrium. — Rosa Mayreder: Kriegssphrasen. — S. F.: Zur Frage der Internationalen Organisation. — Siegmund Feilbogen: Der nächste Friedenspreis. — Johanna Friedjung: Wir Frauen im Kriege. — Hugh Richardson: Aus meiner Lesemappe. — Aus Büchern und Flugschriften.

Heft 15 (5. Dezember).

E. D. Morel: Die Wahrheit über den Krieg: Geleitwort der Redaktion; Vorwort des Verfassers; Die geheime Diplomatie; Ist Deutschland allein schuldig?; Die Geheimdiplomatie und das Schicksal Englands; Der Einfall in Belgien; Die Vernichtung des preussischen Militarismus; Russland als Angreifer; Das praktische Programm.

Heft 16 (20. Dezember).

Alexander von Gleichen-Russwurm: Nochs Taube. — Siegmund Feilbogen: Zur Friedensbotschaft. — Thucydides: Ein Friedensanerbieten. — Henri Guilbeaux: Die Friedensbewegung in Frankreich. — Walt Whitman: Gesang von mir selbst. — Alexander von Gleichen-Russwurm: Der erste Pazifist. — S. F.: Die Wehrfreiheit wegen Gewissensbedenken. — Lord Roberts: Gewissen und Disziplin. — Rose Silberer: Träume, die der Erfüllung harren. — A. H. Allen: Brief aus England. — H. van der Mandere: Brief aus Holland. — Felix Beran: Dokumente der Menschlichkeit. — L. Wienberg: Einst und jetzt. — Allerlei. — Zeitschriftenschau. — F. Heinemann: Tellerreisen zum Menschenfang.

Inhalt des 3. Jahrganges.

Heft 1 (10. Januar).

Paul Nathan: Die Menschheitsfrage des Friedens. — Lujo Brentano: Das Friedensangebot. — C. Sturzenegger: Sylvester-Stimmung. — Der englische Standpunkt. — E. Dick: Ein moderner Aristophanes. — Hans von Kahlenberg: Das Friedensangebot und die Frauen.

Heft 2 (15. Februar).

Siegmund Feilbogen: Wilson, der Pazifist. — G. Lowes Dickinson: Die europäische Anarchie. — Carl Brockhausen: Die Friedensbedingungen Österreich-Ungarns. — Ein neues Buch. — Helena Gimpelwicz: Zur Wiederherstellung Polens. — John Eliel: Finnland — das stumme Land. — Ludwig Brand: Sozialismus und Völkerfriede. — M. Nachimson: Wirtschaftliche Umwälzungen. — Gegen den Weltkrieg. — Gewissensqualen eines Neutralen. — Zeitschriftenschau.

Die Internationale Rundschau

erscheint in deutscher und englischer Sprache 1—2 mal monatlich.

Unsere Zeitschrift ist bestimmt, ein Sprechsaal für Berufene aller Nationen zu werden.

Wir bekämpfen die Lüge und die Verhetzung der Völker.

Wir sind überzeugt, daß jede Nation nicht nur „Schändlichkeiten“ verübt, sondern auch Edeltaten, selbst gegen den Feind. Diese sammeln wir. Wir sind jedem dankbar, der uns gutbeglaubigte Tatsachen mitteilt.

Wir wollen uns volkswirtschaftlich auf den Frieden vorbereiten und zu diesem Zwecke die Erfahrungen des Krieges verwerten.

Auch andere völkerverbindende Ideen werden in dieser Zeitschrift stets ein dankbares Entgegenkommen finden. Wir wollen den historischen Zusammenhang aller nationalen Kulturen und die Unentbehrlichkeit des internationalen Zusammenwirkens aufs energischste betonen.

Wir bitten unsere verehrten Abonnenten, das Abonnement rechtzeitig zu erneuern und uns in unserem schwierigen Kampfe mit der Ungunst der Zeit behilflich zu sein, indem sie für unsere Ideen wirken und neue Abonnenten anwerben.

Abonnementspreise:

Für 3 Monate: Fr. 3.— Mk. 3.—.

Abonnements für das 1. Vierteljahr 1917 (Beginn 1. Januar) werden im Verlag: Art. Institut Orell Füssli, Bäregasse 6, Zürich 1, sowie bei allen Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegengenommen.